

CAPRI 15

Zeitschrift für schwule Geschichte

Manfred Herzer: Corydon und Vice allemand	2
Ambroise Got: Le Vice organisé en Allemagne.....	4
Ambroise Got: [Über den Film »Anders als die Andern«]	13
Numa Praetorius: Über die Homosexualität in Frankreich	14
Numa Praetorius: Der Streit um Walt Whitmans Homosexualität im »Mercure de France« und den »Archives d'anthropologie criminelle« vom Jahre 1913 - 14	16
Guillaume Apollinaire: Un témoin des funérailles de Walt Whitman	17
Guillaume Apollinaire: A propos de Walt Whitman	24
Walter Benjamin: Abend mit Monsieur Albert [In einem Pariser Schwulenpuff]	30
Andreas Sternweiler: Briefe an den Schutzhäftling Robert T. Odeman im KZ Sachsenhausen - eine Neuerwerbung des Schwulen Museums	32
Buchbesprechungen: Nico Naldini: Pier Paolo Pasolini. Eine Biographie, Berlin 1991. (Herzer) - Dominique Fernandez: Der Raub des Ganymed. Eine Kulturgeschichte der Homosexualität. Freiburg 1992. (Herzer) - Rainer Hoffschildt: Olivia. Die bisher geheime Geschichte des Tabus Homosexualität und der Verfolgung der Homosexuellen in Hannover. Hannover 1992. (Herzer) - Camille Paglia: Die Masken der Sexualität. Berlin 1992. (Lindemann) - Homosexuality and Male Bonding in Pre-Nazi Germany. Binghamton, N.Y. 1991 (Thorstad)	41
Albrecht Diem/Albert de Leeuw: Bibliographie zur Homosexualität im Mittelalter	45

M A I 1 9 9 3

CAPRI ist eine Zeitschrift für schwule Geschichtsforschung und wird vom Verein der Freunde eines Schwulen Museums in Berlin, Mehringdamm 61, W-1000 Berlin 61 herausgegeben. Telefon: 030 - 693 11 72

CAPRI-Redaktion: Manfred Herzer, Reichenberger Straße 36, W-1000 Berlin 36.

Druck: Schwulenreferat des AStA der Freien Universität Berlin.

Öffnungszeiten des Schwulen Museums, der Bibliothek und des Archivs: Mittwoch - Sonntag, 14 - 18 Uhr.

Corydon und Vice allemand. Deutsche und französische Homosexualität als nationale Stereotype. (Eine Materialsammlung)

Eine noch ungelöste Aufgabe: Die vergleichende Darstellung des schwulen Lebens in Frankreich und in Deutschland, der Unterschiede, Ähnlichkeiten, Gemeinsamkeiten und wechselseitigen Einflüsse im historischen Prozeß.

Hier folgen einige Materialien zu der Frage, wie die Schwulen beider Nachbarländer in den Jahren um den ersten Weltkrieg vom jeweils andern Ufer des Rheins aus wahrgenommen wurden, wie man die Homosexualität ins nachbarschaftliche Deutschlandbild resp. Frankreichbild einfügte und manchmal auch in die chauvinistischen oder auf Völkerverständnis orientierten Dienste stellte.

Spätestens seit der Eulenburg-Affäre 1907/08 war die deutsche Homosexualität zu einem regelrechten Standardthema der öffentlichen Meinung Frankreichs avanciert, während hierzulande französische Homosexualität so gut wie nie außerhalb der schwulenbewegten Publizistik zur Sprache kam. **Walter Benjamins** kleiner Bericht über seinen Besuch in einem Pariser Schwulenbordell ist eine der seltenen Ausnahmen von dieser Regel. Bei den deutschsprachigen Texten, die in jener Zeit französische Homosexualität zur Sprache brachten, handelte es sich fast immer um übersetzte Belletristik. Die Romane Gides erschienen neben mehreren anderen einschlägigen Sahen sehr schnell in deutschen Übersetzungen, und Walter Benjamin hatte, soviel ist überliefert, eine deutschsprachige Fassung von Prousts »Sodome et Gomorrhe« beendete, die aber nicht gedruckt wurde und heute leider verschollen ist.

Bemerkenswert an den beiden Text von **Ambroise Got**, die hier erstmals auf deutsch erscheinen, sind zunächst die äußerst detaillierten Schilderungen der hiesigen schwulen Welt am Anfang der zwanziger Jahre. Vieles, was in einer eigenartigen Mischung aus moralischer Entrüstung und verklemmtem Spott beschrieben wird, findet man in keiner anderen Quelle, nicht in den damaligen deutschen Schwulenzeitschriften und nicht in anderen Publikationen. Gots Ressentiment kommt unter anderm in seiner betont nachlässigen und fehlerhaften Umgang mit den Fakten zum Ausdruck, (etwa die Rolle Hirschfelds und Spohrs bei der WHK-Gründung) oder in der Erfindung neuer und schiefer Begriffe wie »les homopathes« oder »les traverties«, die anscheinend Geringschätzung und Distanz demonstrieren sollen. Diese Strategie beeinträchtigt den Informationsgehalt des Textes nur wenig, sie charakterisiert viel-

mehr das Unvermögen der damaligen öffentlichen Meinung Frankreichs, sich angemessen mit dem Thema Homosexualität auseinanderzusetzen, noch dazu, wenn es um die Verhältnisse im Nachbarland geht.

»Das organisierte Laster in Deutschland« erschien zuerst in der damals führenden liberalen Kulturzeitschrift Frankreichs, im »Mercur de France« und bildete dann leicht verändert ein Kapitel in Gots Buch »L'Allemagne à nu«, das im Pariser Verlag »La Pensée française« 1923 erschien. In dem Roman »Le troisième sexe«, den Henri Gauthier-Villars 1927 unter dem Pseudonym Willy herausgab, sind längere Passagen aus Gots Aufsatz eingearbeitet. Man kann also annehmen, daß Got durchaus repräsentativ die spezielle Gestalt der antihomosexuellen Gefühlslage zum Ausdruck bringt, die damals in Frankreich geherrscht haben mag. Von einer gewissen Bedeutung wird auch die Funktionalisierung dieser Variante der Homophobie für die politische Propaganda gegen den im Weltkrieg besiegte Nachbarstaat gewesen sein — eine Variante des alten Musters »Der Feind ist schwul«. In der Liste der homosexuellen Berühmtheiten, die Got von Hirschfeld erfahren haben will, befindet sich bezeichnenderweise auch kein einziger Franzose, sondern neben antiken Namen vor allem Deutsche. Daß es sich bei der Homosexualität der Männer um ein typisch deutsches Laster, um »le vice allemand« handelt, war inzwischen zur Grundausstattung des antideutschen Stereotyps aufgerückt, das in der französischen Öffentlichkeit das Bild von dem verhassten östlichen Nachbarland prägte.

Über den Autor Ambroise Got konnte nur in Erfahrung gebracht werden, daß er 1886 geboren wurde und aus unbekanntem Gründen verstummte, nachdem er zwischen 1919 und 1923 mehrere Bücher über Deutschland veröffentlicht hatte.¹

Als Reaktion auf Gots Aufsatz ist mir nur ein Artikel von St. Ch. Waldecke aus dem »Nachrichten- und Werbeblatt« Nr. 17 der »Gemeinschaft der Eigenen« vom August 1923 bekannt, der sich schwer beleidigt gibt aber daneben auf die merkwürdige

¹ L'Allemagne après la débâcle, Strasbourg 1919. — La Contre-Révolution allemande, Strasbourg 1920. — L'Allemagne à l'œuvre, Paris 1921. — L'Avenir des relations franco-allemandes, Paris 1922. — La Terre en Bavière, Paris 1922. — L'Allemagne à nu, Paris 1923.

Tatsache hinweist, daß ausgerechnet im »Mercur de France« ein solcher Text erscheint, in einer Zeitschrift, die seit ihrer Gründung im Jahre 1890 stets eine schwulenfreundliche Tendenz verfolgt hatte und in deren Verlag die meisten und wichtigsten französischen Romane mit homosexueller Thematik erschienen waren. (Jean-Claude Féray verdanken wir den Hinweis, daß im Verlag des Mercur de France André Gides einschlägiger Roman »L'Immoraliste« zuerst erschien und daß die Gattin des Herausgebers, Marguerite Aymery Vallette, unter dem Pseudonym Rachilde zwei Romane über ähnliche Sujets schrieb, »Monsieur Vénus« und »Les Hors Nature«.) So könnte es durchaus sein, daß Gots Spott und Kritik nicht so sehr die Tatsache der Homosexualität treffen sollte, sondern vor allem die aus französischer Sicht schockierende und unverständliche öffentliche Erscheinungsform der Homosexualität, die deutsche Schwulenbewegung, die ihn als »organisiertes Laster« irritierte. Es war allerdings nur schwer vorstellbar, daß in den politischen und kulturellen Diskursen des damaligen Frankreich die männliche Homosexualität so unverblümt wie in Deutschland zur Sprache gebracht werden konnte. Vielmehr bedurfte es noch lange der Rechtfertigung durch die künstlerische Form, etwa in den Romanen Gides, in seinem »Corydon« oder in den Werken Rachildes, wenn außerhalb von Psychiatrie oder Gerichtsmedizin der schwule Sex zur Sprache kommen durfte. Die erste französische Schwulenzeitschrift »Akademos«, die nur einige Monate hindurch im Jahre 1909 erschien, mußte sich in einem Übermaß als Kunstzeitschrift tarnen, wie es »Der Eigene« in Deutschland niemals nötig hatte, und der zweite Versuch, nach deutschem Muster 1925 in Paris die Zeitschriften »L'Inversion« und »L'Amitié« herauszubringen, endete schon nach der ersten Nummer mit Verbot und Verhaftung der Herausgeber.²

Von Gides »Corydon« muß hier wegen seiner Ausnahmestellung in der französischen Literatur noch die Rede sein: dieser Traktat zur Schwulenenanzipation war die erste einschlägige Veröffentlichung in Frankreich überhaupt, und sie wurde vielleicht nicht zufällig im gleichen Jahr dem staunenden und empörten Publikum vorgelegt, in dem Gots Aufsatz im »Mercur de France« erschien. Auch im »Corydon« ist die Homosexualität in Deutschland ein durchgängiges Thema. Die Skandale um die schwulen Freunde des Kaisers, Krupp und Eulenburg, die mehr als zehn Jahre vorher internationales Aufsehen erregt hatten, werden immer wieder erwähnt und konnten offensichtlich als in den Details bekannt vorausgesetzt werden. Als einer der beiden Dialogpartner Goethes Äußerung referiert, nach der die

Knabenliebe so alt wie die Menschheit sei und in der Natur liege, »ob sie gleich gegen die Natur sei«, erhält er zur Antwort: »Möglich, daß sich die Homosexualität bei der germanischen Rasse tief genug eingebürgert hat, um manchen Deutschen natürlich zu erscheinen (die letzten deutschen Skandalaffären legen die Vermutung nahe); aber geben Sie acht, für ein echt französisches Empfinden ist und bleibt diese Goethesche Theorie ganz erschreckend.«³ Und weiter vorn zitiert Gide aus einer französischen Tageszeitung die schönen Sätze: »Wenn es ein Laster oder eine Krankheit gibt, die der französischen Mentalität, der französischen Sittlichkeit, der französischen Gesundheit widertreibt, so ist es, um die Dinge beim Namen zu nennen, die Päderastie.«⁴

Diese »französische Mentalität« gibt wohl auch den Hintergrund für die Debatte über Walt Whitman, von der der Straßburger Juristen und Schriftsteller Eugen Wilhelm unter seinem Pseudonym *Numa Praetorius* dem deutschen Publikum in der »Zeitschrift für Sexualwissenschaft« berichtet. Bemerkenswert an den beiden Beiträgen des Surrealismus-Erfinders *Guillaume Apollinaire*, die Praetorius vollständig übersetzt, ist vor allem die für das damalige intellektuelle Frankreich sehr untypische Parteinahme für die Homosexuellen, für den Dichter Whitman, ganz unabhängig von dessen Homosexualität, und für die Beseitigung jedweden Homosexuellenstrafrechts. Eine solche Unbefangenheit gegenüber diesem Thema mußte anscheinend ähnlich heftigen Widerspruch provozieren wie Gides wenig später veröffentlichter »Corydon«. Die Stimmen zur Verteidigung der männlichen Homosexualität sind zu jener Zeit in Frankreich um ein vielfaches schwächer und zaghafter als in Deutschland, was wohl auch darin zum Ausdruck kommt, daß der deutschen Whitman-Experte, der Potsdamer Schriftsteller Eduard Bertz, die entsprechende Position in der »Mercur de France«-Debatte vertreten mußte. In seinen Büchern über Whitman hatte Bertz keineswegs einen Standpunkt bezogen, der der deutschen Schwulenbewegung entsprach. Vielmehr war er der Meinung, daß Homosexuelle bemitleidenswerte Kranke seien, die zwar ausnahmsweise geniale Kunstwerke schaffen könnten, aber zur öffentlichen Gefahr würden, wenn sie, wie Whitman, religiös verbrämte politische Agitation betrieben. In seinen beiden Beiträgen zum »Mercur de France« hat Bertz seine besondere Homophobie unerwähnt gelassen. Wichtiger war indes, daß er die französischen Whitman-Schwärmer vor die Schwierigkeit stellte, ihre eigene Homophobie mit dem Kult um den offensichtlich homosexuellen Whitman in Einklang zu bringen.

²Vgl. die Darstellung von Gilles Barbedette und Michel Carassou in ihre Buch »Paris Gay 1925«, Paris 1985.

³A. Gide, Corydon, 4 sokratische Dialoge, übersetzt von J. Moras, Stuttgart und Berlin 1932, S. 160.

⁴Corydon, S. 58.

Französische Schwule wagten damals anscheinend noch nicht, selbst in die Diskussion einzugreifen. Vermutlich hatten sie dafür gute Gründe. Das Fehlen einer dem deutschen § 175 entsprechenden Strafbestimmung, wurde anscheinend mehr als ausgeglichen durch eine Art heterosexueller Gleichschaltung der öffentlichen Meinung, die Abweichungen kaum duldete und wie im Fall der Schwulenzeitschriften »L'Amitié« und »Inversion« mit den Mitteln des polizeilichen Ordnungsrechts verfolgte. In seiner Übersicht über die französischen Verhältnisse von 1922 »Über die Homosexualität in Frankreich« gibt Numa Praetorius mehrere Beispiele für diese französische Unterdrückungstechnik, die anscheinend viel effizienter wirkte als das deutsche Schwulenstrafrecht.

In dem genannten Aufsatz erwähnt Praetorius am Ende einen Gedanken des pseudonymen französischen Arztes Laupt's (Georges Saint Paul), wonach die Homosexualität in Frankreich dank dem dort herrschenden Katholizismus seltener sei als im protestantischen Deutschland. Diese These ist zwar auf den ersten Blick der recht alberne Versuch einer neuerlichen Begründung der Homosexualität als vice allemand, als deutsches Laster, das dem Naturrell der Franzosen gänzlich fremd sei. Sie berührt jedoch einen Sachverhalt, der für eine historische Erklärung der unterschiedlichen Homosexualitäten und Homophobien in Deutschland und Frankreich heranzuziehen ist: Der Sieg der katholischen Gegenreformation über den Protestantismus und zweihundert Jahre später der Sieg des Bürgertums über das System der absolutistischen Monarchie prägten die französische Kultur und »Mentalität« in einer Weise, die sich von der deutschen Entwicklung radikal unterschied. Hatte hier der Dreißigjährige Krieg einen spannungsreichen Kompromiß zwischen den religiösen Parteien herbeigeführt und bevorzugte das deutsche Bürgertum die ziemlich unrevolutionären Unterordnung unter die politische

Herrschaft des Adels, so hatten diese beiden Besonderheiten entscheidenden Einfluß auf Sexualsitten und Sexualmoral und — als Konsequenz davon — auf die Bewertung und Wahrnehmung der Gleichgeschlechtlichkeit.

Das Fortgelten eines Schwulenstrafrechts bis ins 20. Jahrhundert hinein und die Entstehung einer Schwulenbewegung nach der Mitte des 19. Jahrhunderts in Deutschland können als sichtbarste Nebenwirkungen einer dominierenden »protestantischen Ethik«, eines an den Rand gedrängten Katholizismus und des Ausbleibens der bürgerlichen Revolution interpretiert, wenn nicht gar erklärt werden. In Frankreich waren die Verhältnisse sozusagen andersrum: in der religiösen Sphäre war der Protestantismus durch die Vorherrschaft der katholischen Kirche marginalisiert, und dieser französische Katholizismus hatte, anders als in so katholischen Ländern wie Spanien und Italien, durch eine starke und erfolgreiche bürgerliche Revolution und Aufklärungstradition in der politischen Sphäre eine spezifische Schwächung und Modifizierung erfahren. Die Auswirkung dieser beiden Faktoren — der besonderen Ausformung der christlichen Religion und des Entwicklungsgrads von Staat und Gesellschaft der bürgerlichen Klasse — könnten die unterschiedliche Wahrnehmung und Selbstwahrnehmung der Schwulen in Frankreich und Deutschland beeinflußt haben. Andere kulturelle und politische Einflüsse (Entwicklung von Naturwissenschaften und Medizin, des Rechtssystems, von Polizei und Armee und so weiter) waren neben diesen beiden vielleicht nur von untergeordneter Bedeutung.

Es mag bezeichnend sein, daß André Gide, derjenige Schwule, der als erster nach deutschem Vorbild das französische Publikum mit einem Emanzipationstraktat (»Corydon«) schockierte, in seiner Kindheit eine strenge Erziehung im Minderheitenmilieu des französischen Protestantismus erdulden mußte.

Ambroise Got

Le Vice organisé en Allemagne Das organisierte Laster in Deutschland

(aus: »Mercure de France« Nr. 591 vom 1. Februar 1923, Seite 655-678)

Wenn der Krieg auf der ganzen Welt ökonomische Ungleichgewichte zur Folge hatte, die sich in ungeheuren Schwankungen der Wechselkurse und in manchen Ländern in Zahlungsunfähigkeit äußerte, die einem Staatsbankrott entsprach, so steht es heute fest, daß sich der Krieg auf die öffentliche Moral ebenso grundlegend und sogar viel schlimmer auswirkte, was auch in Jahrzehnten nicht zu korrigieren sein wird.

Die Zerstörung der Moral, die der Krieg bewirkte, ist genauso unheilvoll, genauso umfangreich wie die wirtschaftlichen Zerstörungen. Alle Leidenschaften, alle Begierden der schlimmsten Art wurden geweckt und angefacht. Und indem der Krieg die Schutzwälle der öffentlichen Moral zertrümmerte hat er ein unermeßliches Feld des Wahnsinns, der Neurosen, der Toxikomanien für all jene eröffnet, die sich zu betäuben suchen. Und wie selten sind jene geworden, die nicht nach der schrecklichen

Katastrophe von einem elementaren Verlangen nach Erregung, Tanz, Amusement, Überreizung und Erschöpfung der Sinne auf irgendeine Art ergriffen sind, nur um in immer neuen Reizen die schweren Sorgen des Tages zu vergessen.

Alle Gesellschaftsklassen nehmen in mehr oder weniger hohem Maß an diesem Vergnügungswahn teil, an diesem wilden Drang nach Genuß gleich welcher Art: sei es der Tanz, der Alkohol in allen Formen, die »künstlichen Paradiese« der Opiumesser, die Kokainsucht oder die sexuellen Exzesse.

Mehr noch als bei uns hat die Lasterhaftigkeit in Deutschland Verwüstungen angerichtet. Bei den Besiegten ist das Bedürfnis nach Betäubung noch stärker als bei den Siegern, und dieses Bedürfnis wird von den wirtschaftlichen Schwierigkeiten verstärkt, unter denen das Land leidet. Die Gegenwart ist düster, die Zukunft unsicher, das Geld ist entwertet. Wem soll es nützen, wenn das Papiergeld morgen oder übermorgen ein Drittel oder die Hälfte seines Wertes verliert? Wem soll es nützen, wenn das Geld auf der Bank oder in den Schatullen der Geizhalse liegt, wo man es doch heute in etwas Eßbares oder ein schnelles Amusement eintauschen kann, und wo es in einigen Tagen vielleicht schon gar nichts mehr wert ist.

Der Geldwert hat in Deutschland in diesem Sommer denselben Tiefststand erreicht wie im vergangenen Jahr die österreichische Währung, und es gibt keinerlei Anzeichen für eine Erholung. Das Verlangen nach Vergnügungen wächst in gleichem Maße wie der Geldwert verfällt. Je mehr der Wert der Mark sinkt, desto minderwertiger erscheint die Bevölkerung, oder zumindest eine gewisse Kategorie der Bevölkerung — all jene, die mit den Millionen-Banknoten nur so um sich werfen und sich rückhaltlos dem Laster überantworten, dem Laster in des Wortes umfassendster Bedeutung mit den abscheulichsten und abnormsten Leidenschaften.

§

[...]

§

Eines der Laster, die sich im besiegten Deutschland ausbreiten, die Homosexualität — die aber bereits vor dem Krieg blühte, wie der aufsehenerregende Prozeß des Fürsten von Eulenburg bezeugt — erregt vor allen andern die Aufmerksamkeit der Fremden und zwar nicht so sehr wegen ihrer pathologischen Erscheinungen als vielmehr wegen der ungewöhnlichen Ausbreitung, die sie in Deutschland gefunden hat und die durch die kriegsbedingte geistige Deformationen begünstigt wird. Der Beobachter ist zugleich überrascht und angewidert. Es gibt jetzt bei unseren Nachbarn eine »wissenschaftliche« Organisation, die vermutlich keine Parallele bei anderen Völkern hat. Und diese Sorte schändlichen Freimaurertums wollen wir nun einer näheren Betrachtung unterziehen.

Die Germanen sind in besonderem Maße ein Volk des sturen und blinden Herdentriebes; es existieren bei ihnen bizarre Vereinigungen, die es nirgendwo sonst gibt, beispielsweise Vereinigungen von Prostituierten zur Verteidigung der materiellen Interessen ihres Gewerbes, Gewerkschaften der Bettler; es gibt einen Bund der Vorbestraften. Diese Organisation rückfälliger Rechtsbrecher ist ein unwiderlegbares Zeichen für das deutsche Herdenbedürfnis, ein derart elementares Bedürfnis, daß es die Deutschen ohne Rücksicht auf moralische Bedenken oder auf ihre jeweilige soziale Stellung zu befriedigen suchen.

Dieser Mangel an Schamhaftigkeit zeigt sich noch deutlicher in anderen Vereinigungen, deren anstößiger, abnormer Charakter uns empört. So bilden etwa alle Homosexuellen einen riesigen Zusammenschluß: den *Deutschen Freundschaftsverband*, dessen Hauptsitz sich in Berlin befindet. Diese »Vereinigung der Freundschaft«, die über ein Publikationsorgan verfügt, von dem gleich die Rede sein wird, über einen Versammlungssaal und eine Bibliothek, ist in eine Reihe von Unterorganisationen gegliedert, von denen mehrere in der Hauptstadt ansässig sind. Es gibt die »Berliner Freundschaftsliga«, deren Versammlungen jeden Dienstag in einem Lokal in der Alten Jakobstraße Nr. 89 stattfinden und die ein Büro im Haus Nummer 175 in der selben Straße eröffnet hat; es gibt den »Klub der Freunde und Freundinnen« — denn diese Vereinigung bietet ihre Dienste beiden Geschlechtern an — in der Alten Jakobstraße Nr. 32 (gewiß wird man diese Herrschaften schließlich die alten Jakobiner nennen).

Während die erstgenannte Vereinigung sich mit Maskenfesten und Kostümbällen hervortut, veranstaltet die zweite Zusammenkünfte künstlerischen oder literarischen, sogar wissenschaftlichen Charakters; sie unterhält eine »Wandergruppe«, die nichts weiter zu tun hat als längere Ausflüge in den Grunewald zur Befriedigung sentimentaler Naturschwärmereien zu organisieren.

In Braunschweig, in der Schloßstraße Nr. 3 gibt es den *Freundschaftsbund 1920* (das Jahr der Gründung), der von einem Herrn C. Bergmann geleitet wird. Heldenhafterweise unterschreibt Herr Bergmann mit vollem Namen, während sich der Bundesvorstand hinter einer Postlageradresse verborgen hält (bei Anfragen darf man nicht vergessen, 50 Pfennige Rückporto beizulegen). Jeden Samstagabend finden Zusammenkünfte im »gemütlichen« Versammlungssaal des Bundes statt. Am 11. März sollte ein *Böser Buben Ball* stattfinden, den der Bund organisiert hatte. Er wurde jedoch von den zuständigen Autoritäten verboten, so daß man stattdessen eine Veranstaltung anbot, die man dort »Bunter Abend« mit anschließendem Tanzvergnügen nennt.

Die Hamburger sind seriöse Leute, was sie auf vielfältige Art gezeigt haben. So verbirgt sich ihre Vereinigung unter der Maske der Erfurcht gebietenden Wissenschaft und nennt sich pompös »Hamburger Gesellschaft für wissenschaftliche Forschung«. Und man muß es gesehen haben, wie die »wissenschaftliche« Gesellschaft forscht, nämlich unter der Ägide eines Doktors der Medizin namens A. Knack, dessen Name schon eine hübsche Wortassoziation erlaubt [dont le nom éveille de charmantes onomatopées].

An den Klub ist ein medizinischer Beratungsdienst angeschlossen, eine Wandergruppe für Herren und eine weitere für Damen, denn die beiden Geschlechter verkehren nicht miteinander. Die Damen treffen sich jeden Donnerstagabend im »Nachtfalter«, Fuhlenwiete 27, montags gibt es immer Abende für »Unterhaltung und Entspannung«. Die Hamburger sind in einer glücklicheren Lage als die Braunschweiger, denn sie dürfen ihren »Böse Buben Ball« veranstalten, ohne daß die Polizei der Hansestadt eingreift.

Die Breslauer sind an sich vorsichtige Leute; ihre Vereinigung »Sagitta« hat als Versammlungsstätte nur ein Postfach benannt. Die sächsische Organisation »Wir« in Chemnitz macht es genauso. Und der Klub »Fortuna« in Kassel ebenfalls.

In Krefeld muß man sich überhaupt nicht verstecken, denn dort haben die »Freunde« einen Theaterverein »Wir« gegründet; wegen umfassender Auskünfte zu den Stücken, die dieser Theaterverein spielt, wende man sich an Herrn Bohne, Neusserstraße 17a. Die Treffen finden jeden Mittwochabend und Sonntagnachmittag im »Haus Heideck« statt.

Düsseldorf zeichnet sich durch seinen »Club der vornehmen Geselligkeit« aus. Hier ist man fern von allen vulgärerem Freuden, fern von den Alltagsorgen und den Vergnügungen der niederen Stände. Die vornehmen Freunde laden freundschaftlich zu ihren Mittwochstreffen ins Restaurant »Neue Welt« (Straßenbahn 9 und 6) ihren gesamten nicht minder vornehmen Bekanntenkreis wie auch die »Herren, die sich noch fernhalten«. Die »vornehme Geselligkeit« dient offenbar auch der Prostitution.

Thüringen besitzt natürlich ebenfalls seine »Freundschaftsliga«, die in mehrere Clubs aufgeteilt ist, von denen sich einer in Eisenach befindet, ein anderer in Weimar.

Die Frankfurter versammeln sich jeden Mittwochabend im »Hôtel du Nord« in der Großen Gallusgasse Nr. 17. Dort werden Rezitationen und Theateraufführungen geboten, sogar »Böse Buben Bälle«, sofern sie nicht von den sittenstrengen Autoritäten der alten Freistadt untersagt werden; doch dann begnügt man sich damit, »Bunte Abende« zu veranstalten.

Der »Freundschaftsbund« von Karlsruhe hat seinen Klub »Prinz Wilhelm« — warum hat man sich die

Patronage dieses Prinzen ausgesucht? — in der Hirschgasse Nr. 20. Man empfängt dort nur »anständige« Freunde und Freundinnen, was so viel heißt wie: aus besseren Kreisen.

In Leipzig gibt es einen »Klub der Freunde«, in Saarbrücken einen literarisch-musikalischen Zirkel, in Dortmund existieren zwei Logen, »Wir« und »Harmonie«. Dresden, Lübeck, Oberhausen und andere Städte, die bisher die Segnungen der organisierten Homosexualität vermissen, bemühen sich darum, ihre Klubs zu organisieren.

Trotz der Verfolgungen durch Nationalisten, die den Präsidenten zum Rücktritt gezwungen haben, entwickelt sich die Gesellschaft in München derart üppig, daß sie ungestraft vor der Nase der Polizei eine Konferenz zum Thema »Homosexuelle Künstler« veranstalten konnte.

§

Der große Förderer der päderastophilen Bewegung ist der Doktor Magnus Hirschfeld, der in Berlin ein Institut für sexuelle Forschungen gegründet hat, das in den Zeitungen große Beachtung findet.

Dr. Hirschfeld ist zugleich Arzt, Schriftsteller, Gründer und Leiter eines »Instituts für Sexualwissenschaft«; er ist beim Film tätig und als Vortragsredner. Sein Film »Anders als die Anderen«, der für die Homosexuellen plädiert und eine scharfe Anklage gegen die Gesellschaft und besonders gegen den Paragraphen 175 des Strafgesetzbuches enthält, war ein großer Skandalerfolg in Berlin 1919.⁵

Als Vortragsredner zeigt sich Dr. Hirschfeld unermüdlich mit Auftritten in allen deutschen Städten. Dabei erntet er ebenso oft, wenn nicht öfter, Mißerfolge wie Erfolge. So war er auch 1920 in München so schweren Mißhandlungen ausgesetzt, daß behauptet wurde, er sei daran gestorben. Das war — zum Glück der Homosexuellen — nur ein falscher Alarm, und nach einigen Wochen Bettruhe konnte Dr. Hirschfeld seinen Posten im Kampf wieder einnehmen.

Dabei ist es schwierig, die vielen Bereiche zu unterscheiden, in denen er seine Propaganda treibt. Zweifellos ist er von der Ungerechtigkeit des Paragraphen 175, der die Päderastie unterdrückt, überzeugt; zweifellos hegt er große Sympathie für die Abnormen, vielleicht ist er selbst abnorm; in jedem Fall harmonisiert sein Idealismus vollkommen mit einer gewissen Geldgier, die mit der marktschreierischen um sein Institut entfalteten Reklame zusammenhängt, in dem er Sprechstunden abhält und abhalten läßt, mit seiner Zeitschrift und seinem Film.

Dr. Magnus Hirschfeld, der sich rühmt, ein Schüler und Nachfolger großer Vorläufer zu sein, der ferner ein dickes Buch über »Die Homosexualität des Mannes und des Weibes« (Berlin 1914) veröffent-

⁵Siehe mein Werk *L'Allemagne après la débâcle*, chap. 22: la déchéance morale du peuple allemand. [Im vorliegenden CAPRI-Heft, Seite 13 f.]

licht hat, versteht es in bewundernswertem Maß, die Neugier seiner Zeitgenossen auszunutzen.

Gewiß, wenn es um eine Verbesserung der Propagandawirkung geht, um die Einführung neuer Glaubensbrüder in die Gemeinde — wenn man mir diesen heiklen Vergleich gestattet — dann ist Dr. Hirschfeld von einer unzweifelhaften Kühnheit besetzt und verausgibt sich vorbehaltlos für diese üble Angelegenheit, und selbst dann geht er noch für seine Anhänger auf die Barrikade, wenn die Chancen nur sehr schwach sind.

Denn nur selten geschieht es, daß die Homosexuellen sich aus eigenen Stücken an Dr. Hirschfelds Seite stellen und für ihre Glaubensüberzeugung oder besser für ihre schmutzigen Triebe Reklame machen. Dennoch gelang es Dr. Hirschfeld durch alle heftigen Kämpfe hindurch und den Verfolgungen durch die Polizei zum Trotz seinen »Deutschen Freundschaftsverband« zu gründen, dessen wichtigste Unterabteilungen wir bereits studieren konnten. Schon jetzt beginnt dieser Verband sich im Ausland zu etablieren, so wurde in Luzern eine Sektion gegründet, doch hält sich der vorgeschobene Luzerner Verbindungsmann, Wilhelm Dillmann, vorsichtshalber lieber in Berlin auf.

§

Seit zwanzig Jahren gibt es Dr. Hirschfelds »Wissenschaftlich-humanitäres Komitee«. Die wichtigsten Gründungsmitglieder waren neben dem genannten: Eduard Oberg, der während des Kriegs im Alter von 59 Jahren Selbstmord beging, und Max Spohr.

Spohr schrieb 1896 ein Werk mit dem Titel »Sappho und Sokrates« (!) - zwei Vorläufer -, das er auf eigene Kosten herausgab. Und Hirschfeld mußte tatsächlich sein Manuskript »Die Transvertiten« (!) neunzehn Verlegern anbieten, bis es schließlich angenommen wurde! Es war am 15. Mai 1897 in Hirschfelds Wohnung in Charlottenburg, daß das berühmte Komitee, dessen Leitung sich Spohr und Hirschfeld teilten, ohne Lärm und Pomp gegründet wurde; Oberg, der Beamter war, blieb hinter den Kulissen.

Hirschfeld war zuständig für die Redaktion und Verbreitung von Druckschriften und Broschüren, während Spohr sich mit dem Druck und der Verwaltung beschäftigte.

Dank der Revolution und dank der Verwirrung der Seelen, die sie zur Folge hatte, nahm die Bewegung der »Invertierten« einen unerwarteten Aufschwung. Spohr und Oberg sind verschwunden, aber der kampflustige Dr. Hirschfeld ist noch übriggeblieben und um ihn herum ein ganzer Schwarm von Homosexuellen, unter ihnen Künstler, Kaufleute und sogar Professoren, die nicht davor zurückschrecken an seiner Zeitschrift mitzuarbeiten und mit ihrem vollen Namen die pro-homosexuellen Artikel zu unterzeichnen.

Der Sekretär dieses wissenschaftlichen und humanitären Komitees ist Georg Plock. Seine Büroräume befinden sich im Haus In den Zelten 10. Aus Anlaß seines Gründungsjubiläums organisierte das Büro des Komitees eine Subskription, die den Druck neuer Propagandawerke und die Neuauflage vergriffener Werke ermöglichte.

In einem Manifest ist davon die Rede, daß das Komitee derzeit unersetzlich ist, was sowohl für den Bereich der wissenschaftlichen Erforschung der Homosexualität gilt wie auch für die »Aufklärung« über diesen Gegenstand im weitesten Sinne; deshalb sollte diese Organisation nicht nur am Leben erhalten, sondern in ihren kämpferischen Aktionen und ihrer Propaganda unterstützt werden...

Zahlreiche Unterabteilungen des Komitees wurden in der Provinz gegründet, unter anderm in Frankfurt, wo kürzlich der Berliner Arzt A. Kronfeld für »ernsthaft Interessierte« eine Konferenz über die Homosexualität vom biologischen und soziologischen Standpunkt veranstaltete.

In Berlin behandelte Professor Jordan vor einem erlesenen und gebannt lauschenden Publikum den »Astralleib in seinen Beziehungen zum Geschlechtsleben und in seiner Bedeutung für okkulte Phänomene«. Denn es versteht sich von selbst, daß die wichtigen Leute der Bewegung der »transvertis« (!) alle sich bietenden Gelegenheiten ausnutzen, um die Neugier des Publikums, pardon! der »ernsthaft Interessierten« zu nutzen, und dabei ist ihnen der Spiritismus genau so willkommen wie das Handlesen, die Magie und die Astrologie.

Ein Aktionsausschuß wird von Abgesandten gebildet, die das Wissenschaftlich-humanitäre Komitee, der Deutschen Freundschaftsverband und die Gemeinschaft der Eigenen (eine dritte Vereinigung, über deren Charakter wir weniger gut unterrichtet sind) benannten.

§

Ich habe nicht die vollständige Sammlung aller Ausgaben der »Freundschaft« — so der Titel dieser Kampfzeitschrift — vor mir, aber die wenigen Exemplare, die ich auf meinen Reisen durch Deutschland sammeln konnte, genügen, um mir eine eigene Meinung zu bilden. Es ist schwierig sich diese Zeitschrift zu besorgen, wenn man sie nicht noch am ersten Tag ihres Erscheinens kauft. So ist sie in mehreren deutschen Städten — vor allem in Frankfurt und in Berlin, wo es eine umfangreiche Kolonie der »transvertis« (!) gibt — sofort nach Erscheinen ausverkauft, und man wird schon am nächsten Tag vergeblich am Kiosk nachfragen; ältere Nummern sind unauffindbar. Ihr Preis ist sehr hoch und variiert mit den Wechselkursen; Anfang März habe ich für eine Nummer 2 Mark 50 bezahlt und Ende April 4 Mark 80 in der Provinz; und dieselbe Nummer wird in Berlin für 3 Mark 50 verkauft. Im Oktober werde ich in der Hauptstadt 15 Mark zu zahlen haben.

Das Interesse an diesem Periodikum, das sich im Titel mit einem Löwen schmückt, der soeben einen Prankenschlag gegen eine Schlange führt, die das Spiel seiner beiden Jungen bedroht, beruht sicher nicht auf seinen Artikeln... Es gibt eine Studie des Zoologen Dr. Th. Zell über homosexuelle Liebe unter Tieren. Der Zweck des Artikels ist eindeutig: Wenn man beweisen kann, daß Homosexualität auch unter Tieren existiert, dann ist sie nicht mehr anormal, sondern als ein natürliches Gefühl oder Instinkt der normalen Liebe [l'amour sexuel] gleichberechtigt.

Es gibt den Brief eines Heidelberger Studenten, der energisch gegen den Vorwurf der Homosexualität protestiert, der gegen ihn und seinen Freund, einem Bürgermeister! erhoben wurde.

Professor Hans Licht (fiat-lux) schreibt einen sensationellen Artikel unter der Überschrift: »Goethe im Zuchthaus?« in dem er unter Berufung auf das »Tagebuch der schlesischen Reise« zu beweisen sucht, daß Goethe ein »Invertierter« gewesen sei.

Um die Wahrheit zu sagen, schreibt Goethe, habe ich auch die Jungen geliebt, aber die Mädchen sind mir lieber; denn wenn ich sie als Mädchen gebraucht habe, dienen sie mir wie ein Junge.

Es ist wohl überhaupt nicht nötig, daß Goethe schamhaft sein Gesicht verhüllt, denn er befindet sich in einer illustren Gesellschaft, und kann, wenn wir Dr. Hirschfeld glauben wollen, unter seinen Vorgängern oder Nachahmern zählen: Alexander den Großen, Julius Cäsar, Kaiser Hadrian, Epaminondas, Hannibal, Themistokles, Lykurg, Minos, Solon, Phidias, Pindar, Sophokles, Theokrit in der Antike; in einer näherliegenden Epoche: Benvenuto Cellini, Prinz Eugen, Friedrich den Großen, Alexander von Humboldt, Papst Julius II (der den Petersdom erbauen ließ), Leonardo da Vinci, Michelangelo, Peter den Großen, Winckelmann usw., die alle schon gestorben sind und ihren Historiographen nicht mehr widersprechen können.

Glücklicherweise wollen weder Licht, noch Hirschfeld oder gar wir die Schändlichkeiten der modernen Zeiten bekanntgeben; glücklicherweise können die Toten sich nicht mehr verteidigen! So viele auch auf dieser »schwarzen Liste« stehen, treffen wir dort keinen einzigen unserer Landsleute; zweifellos sind wir im Vergleich zu den Germanen zivilisatorisch unentwickelt.

Ein dramatischer Autor, Cesareon, widmet dem Bundestreffen des Deutschen Freundschaftsverbandes einen flammenden Aufruf, aus dem wir charakteristische Teile folgen lassen:

»Ohne Ehre ist jeder, der sich nicht mit ganzer Kraft dem Kampf für die Freiheit und für seine Menschenrechte widmet! Männer, deren Geiz nicht groß genug sein kann, es sei denn, es geht um ihre Vorliebe für lärmende Vergnügungen, Männer, die nicht gemein genug sind, um sich raffinierten Erpressern hinzugeben, sind dennoch zu geizig und zu

feige, um sich zu einem Kampf gegen die Freiheit, wo ihre kostbarsten (sic) Güter auf dem Spiel stehen, zu vereinen.«

Professor Doktor Karsch-Haack redigiert eine »urnische Chronik«, die die guten und schlechten Taten der »Homoeroten«, der verstorbenen »Heterosexuellen« verzeichnet — die Terminologie dieser Herren ist besonders ausdrucksvoll —, unter die Karsch den berühmten dänischen Erzähler Andersen einreicht, der für Frauen nur »schwesterliche« Liebe und statt dessen eine unwiderstehliche Sympathie für gewisse Jünglinge empfunden haben soll. Karsch warnt die Homosexuellen auch vor dem Heer der Erpresser, die ihre Opfer in Schrecken versetzen, um ihr Geld zu rauben und sie oft genug in Verzweiflung und Selbstmord enden zu lassen.

Ganz zum Schluß ist eine Rubrik der »Freundschaft« der Entlarvung jener Scheusale gewidmet, die sich nicht scheuen die Schwächen ihrer »Freunde für eine Nacht« auszubeuten.

Andere Blätter, weniger »wissenschaftlich« gestaltet als die »Freundschaft«, wenden sich an Schwule [homopathes ?]. Es gibt den »Eigenen«, angeblich ein Organ für männliche Kultur, mit Adolf Brand aus Berlin als Redakteur. Wenn man der Reklame glauben darf, die um die Monatsschrift getrieben wird, dann ist »Der Eigene« eine Revue mit einem Niveau, das die literarischen Belange aller Homoeroten hinreichend befriedigt. Die Nummer kostete bis vor kurzem 15 Mark. Seitdem dürfte sich der Preis vervielfacht haben.

Es gibt eine neue Monatsschrift »Uranos«, deren beide Herausgeber der bereits erwähnte Professor Karsch und René Stelter sind. »Uranos« nennt sich im Untertitel »Blätter für ungeschmälertes Menschentum« und ist eine uranische Monatsschrift, die wissenschaftliche, literarische und künstlerische Fragen behandelt und auch vor Polemiken nicht zurückschreckt. Ausländer, die sich um nähere Auskünfte bemühen, werden, ganz wie in der »Freundschaft«, aufgefordert in ihrer Muttersprache zu korrespondieren. (An unsere französischen Freunde ergeht die Einladung, auf französische zu schreiben, Übersetzer können besorgt werden.) Es gibt die »Freie Presse«, in der Professor Jordan, ein Freund Hirschfelds, uns vom Masochismus im Liebesleben erzählt; schließlich gibt es alle zwei Wochen den »Merkur«.

§

Was das Interesse an der »Freundschaft« erweckt, sind weniger die Artikel in der Zeitschrift als vielmehr die ebenso zahlreichen wie interessanten Inserate, die die Kasse des Freundschaftsbundes füllen und zudem der »Freundschaft« eine zahlreiche Leserschaft sichern.

Da gibt es zunächst die Annoncen von Etablissements, in denen sich vor allem die Homosexuellen beider Geschlechter treffen, ohne daß Verwechslungen möglich sind: das Windsbona-Kasino, das Ma-

rien-Kasino, das Café Amicitia, der Europa-Palast, das Papageien-Palais, die Marburger Diele, die Nürnberger Diele, das Clubhaus, die Hohenzollern-Diele (nur für Damen) und unzählige andere.

Der Club der Freunde und Freundinnen kündigt in seinem Lokal einen »Frühlingsnachtball« an; das Café Regensburg ist der Treffpunkt für alle Freunde und Freundinnen; in Dortmund trifft man sich bei Heinrich Burstedde; in Hamburg »Zu den drei Sternen«; vor allem die »elegante Herrenwelt« findet sich im Conti Casino ein, wo jeden Dienstag ein musikalischer Abend stattfindet, donnerstags ein Elite-Abend (?) und samstags ein »Klub-Abend«. Was soll man dazu sagen, daß die Abendgesellschaften der unbegrenzten Plauderei gewidmet sind, da hinter dem Wort »Ende« zwei Fragezeichen stehen?

Die Gesellschaft »Die Freunde von 1912«, die sich durch ihr ehrwürdiges Alter von den anderen unterscheidet, ist für ihre Karnevalsälle berühmt, zu denen man zehn Mark Eintritt zahlen muß; die Mitglieder des »Klubs der Freunde« zahlen nur fünf Mark... Der hübscheste Treffpunkt ist in einem Stil eingerichtet, dessen Eigentümlichkeit in seinem Namen angedeutet wird: »Biedermeier-Stübchen beim Glockenspiel«.

Das Café Reichsland in Frankfurt, der Nachtfalter in Hamburg können durchaus mit ihren Schwestereinrichtungen in Berlin konkurrieren, aber der Damenklub »Scorpion« mit seinen Kostümfesten, das Germania-Restaurant, das sich auf Apachen-Feste spezialisiert hat und der Lumpenball in der Blumenstraße, diese drei sind unvergleichlich.

Es wäre vergeblich, all die vielen Etablissements aufzuzählen, die aus dem Morast der Berliner Schamlosigkeit emporgewachsen sind, doch ist es vielleicht noch erlaubt, bei einer durchaus einwandfreien Organisation von Schamlosigkeit zu reden, die es in ihren Publikationen niemals unterläßt, die Nummer ihres Postscheckkontos anzugeben!

§

Öffnen uns die Reklameinserate der Cafés, Kabarets, Restaurants und »Dielen« eine schreckliche Sicht auf das Ausmaß des Übels (ich muß mich entschuldigen, daß ich normal bin), so fragt sich, was man zu den kleinen Anzeigen sagen soll, die auf der fünften und sechsten Seite der Zeitschrift so zahlreich zu finden sind. Mehr oder weniger verschlüsselt, oft ohne jede Verhüllung und geradeheraus sind es Aufforderungen zur Lasterhaftigkeit oder Angebote der Prostitution.

Hier einige Beispiele aus hunderten willkürlich herausgegriffen:

- Sehnsüchtig wünscht sich zum Osterfest ein junger Mann von 25 Jahren, Sohn ehrbarer Eltern, einen treuen Freund im besten Mannesalter, der ebenfalls die Natur und alle schöngestigen Dinge liebt.

- Geschiedener Kaufmann, der die vierzig überschritten hat und zur besseren Gesellschaft gehört,

ist auf der Suche nach einem Freund, der nicht viel älter als 20 ist, aus »besserer Familie«, in solider Stellung und mit geordneter Lebensführung.

- Ein Student aus Freiburg, zwanzigjährig, wünscht die Bekanntschaft eines lebhaften und männlichen Freundes zwischen 20 und 27 Jahren.

Ein junger Mann von der Universität sucht die Verbindung zu einem Herrn im gewissen Alter. Ein junger Mann von 25 Jahren, äußerst sensitiv, sehnt sich nach einem »väterlichen« Freund in den vierzigern. Und ein Vierzigjähriger hätte gern die Fotografie eines aufrichtigen jungen Mannes. Ein anderer Vierzigjähriger wünscht die Osterfeiertage in Berlin in Gesellschaft eines jungen Freundes zu erleben. Ein Herr von 27 Jahren wünscht sich einen Kameraden zwischen 20 und 24 Jahren, der auch Ausländer sein könnte, wenn er nur den Sport und die Natur liebt, elegant ist aber nicht in der Öffentlichkeit flirtet (oh, die böse Eifersucht!), dann wird ihm ein Monat Ferien am Meer angeboten, aber nicht kostenlos, wie ein einfältiges Gemüt glauben würde, sondern auf eigene Rechnung!

Ein ehemaliger Offizier, männlich und in den dreißigern, sucht die Freundschaft eines jungen Mannes von 19 Jahren. Der Sohn eines Offiziers, 25jährig, wünscht einen Herrn, möglichst gleicher Herkunft, zwischen 26 und 32 Jahren und nicht jüdisch, kennenzulernen. Dann gibt es noch einen Studenten, Reserveleutnant, distinguierte Erscheinung aus Stettin, der einen angenehmen Gefährten sucht.

Ein 22jähriger, der allein lebt, sucht einen Freund gleichen Alters, der immer nur für ihn da sein sollte. Ein kultivierter und seriöser Beamter von 39 Jahren sucht einen wahrhaft edelmütigen Freund, der aber für seinen Lebensunterhalt selbst sorgen kann. Sogar ein 24jähriger Kriegsinvalide, früher Schauspieler, zur Zeit Postangestellter möchte sich »freundschaftlich« mit einem Herrn aus guter Familie und in unabhängiger Position verbinden.

Der Tourismus, das Wandern mit all den vielen »Wandervogel«-Organisationen, — für beide Geschlechter, einige gemischt, andere »unisexual« — bietet Gelegenheiten für Ausflüge aufs Land »in Harmonie mit dem Unendlichen«, und wir finden in den Inseraten in allen Zeitschriften einen Wiederhall dieser Sitten. Die Reisenden, die während ihrer Ferien oder zu den Feiertagen nach Deutschland kommen, sind überrascht von den Gruppen der Mädchen und Jünglinge, die zum Klang einer Gitarre oder Mandoline auf den großen Straßen dahinziehen, über Berg und Tal, auf den Pfaden des Taunusgebirges oder über die Höhen des Schwarzwalds, unter freiem Himmel kampieren, in den Scheunen der Bauern nächtigen, auf Stroh oder auf dem nackten Boden. Die Jungen tragen festes Schuhwerk, traditionelle kurze Samthosen, eine kurze Weste, einen Rucksack, einen Lodenmantel, auf dem Haupt einen Hut, der mit einer Auerhahnhfeder oder einem lächerlichen Gamsbart geschmückt ist,

es sei denn der Wandervogel gehört zu einem Verein, in dem das Tragen von Hüten verboten ist.

Die Mädchen, die in ihrer altertümlichen germanischen Mode wie Brünhilde persönlich aussehen, tragen zwei geflochtene Zöpfe auf dem Rücken, kurze Röcke über fette Schenkel und Rucksäcke von respektabler Größe, die oft schwerer beladen sind als die ihrer männlichen Kameraden.

Die Inserate, mit denen man sich »Wanderfreunde« sucht, sind in der »Freundschaft« und anderswo derart zahlreich, daß ich hier keine Proben zitieren möchte. Es handelt sich immer um Freunde mit »idealer Gesinnung« und Begeisterung für die Natur und für alles Schöne, jung und aufrichtig.

Es sind nicht nur homosexuelle Männer, die die Spalten der »Freundschaft« für ihre Zwecke nutzen; es gibt beispielsweise auch eine Dame, musikalisch und mit »vornehmen Empfindungen«, die etwas zu ihr Passendes sucht (sie soll sich unter »Frühling 64« an die Expedition der Zeitschrift wenden); eine andere Dame würde gern eine kultivierte, unabhängige Freundin von großzügiger Denkungsart kennenlernen. Da gibt es eine, die ein Haus in einem Badeort besitzt und sich eine sympathische, anschmiegsame aber unabhängige Freundin wünscht. Diese dort ist mehr praktisch veranlagt und sucht eine fürsorgliche Gesellschafterin aus gutem Haus und mit angenehmen Manieren.

So zeigt sich also das Laster — oder vielmehr das, was wir mit unseren bornierten Ansichten das Laster zu nennen gewohnt sind — frech und ungehört in den Seiten der »Freundschaft«, und die Autoritäten versuchen vergeblich, dieser Propaganda Einhalt zu gebieten, indem sie halbherzig Strafprozesse wegen Kuppelei anstrengen, also wegen eines Vergehens, das im kaiserlichen Deutschland nicht als Bagatelle angesehen wurde, und das zu einer Verurteilung der »Freundschaft«-Herausgeber zu einer hohen Geldstrafe und zu einigen Tagen Gefängnis führte, wohingegen ein allzu zynischer Klient, ein gewisser Adolf Brand, nur eine Geldstrafe zahlen mußte.

Am 26. September letzten Jahres verurteilte die 8. Kammer des Landgerichts I einen gewissen Max H. Danielsen, der seit mehr als zwei Jahren verantwortlicher Redakteur der »Freundschaft« ist, zu 4000 Mark Geldstrafe wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften, trotz der Anstrengungen seiner beiden Verteidiger, des Dr. Magnus Hirschfeld, des Kriminalkommissars Kopp, Professor Karschs und des Schriftsteller Hugo Marcus, die als Zeugen der Verteidigung vorgeladen worden waren. Danielsen wurde vom Vorwurf der Kuppelei freigesprochen. Es könnte sein, daß die Annoncen in den letzten Nummern der »Freundschaft« infolge des Prozesses so verschleiert und neutral formuliert sind und daß mehr als früher nur Briefwechsel über künstlerische oder literarische Themen und »Gedankenaustausch« gewünscht wird. Danielsen wurde jedenfalls entmu-

tigt und hat seinen Job aufgegeben. Er wurde ersetzt durch einen gewissen Ernst Donath.

Die Organisation der Homosexuellen ist künftig derart einflußreich, daß sie dem Bannstrahl der Justiz widerstehen kann und daß man, wenigstens in Preußen, denn Bayern bleibt widerspenstig und rückschrittlich, die Abschaffung des berühmten, die Päderasten mit Gefängnis bedrohenden Paragraphen 175 erwarten kann.

§

Ich habe es unternommen, einige dieser Spezial-Etablissements zu besuchen, die zweifellos nur, um nicht die Aufmerksamkeit von weniger Wohlgesonnenen zu erwecken, ausschließlich in Blättern wie der »Freundschaft« inserieren.

Von einem kundigen Führer angeleitet habe ich so das Kleist-Casino entdeckt, das in der Straße gleichen Namens nicht weit vom Kurfürstendamm, der Allee der Multimillionäre, gelegen ist. Keine Leuchtreklame, kein auffälliges Firmenschild zieht die Aufmerksamkeit der Passanten auf sich; es ist irgendeines von diesen Etablissements, die völlig unscheinbar aussehen und sich äußerlich in nichts von den Damenlokalen und den »Likörstuben« unterscheiden, von denen es in dieser Gegend geradezu wimmelt.

Es ist jetzt halb zwölf Uhr abends. Wir treten ein: der enge, längliche Raum ist von durchbrochenen getäfelten Holzwänden in drei Bereiche unterteilt und mit dunklen alkovenartigen Nischen versehen, in denen an den Wänden umlaufende Kanapees aufgestellt sind. Deckenleuchten mit riesigen Lampenschirmen verbreiten ein fahles rosiges Licht, das sehr sanft und beruhigend wirkt. Im Schutz der Holzwände, die die Nischen abschirmen, sitzen gleichgeschlechtliche Paare schweigend und eng umschlungen.

Von der Mitte des Raumes erstreckt sich ein Buffet bis zur Wand und wird von einer Gruppe Epheben umlagert, die auf Hockern sitzen. Sie schlürfen Cocktails oder Schwedenpunsch und wechseln zärtliche Blicke miteinander; alle ihre Bewegungen wirken wie einstudiert, sehr lässig, mit femininen Posen.

Eine einzige Evastochter hat sich in dieses verbottene Paradies verirrt, und sie leidet sichtlich unter der Mißachtung, mit der man sie hier straft.

Wir haben Mühe, einen Sitzplatz zu finden, da das »Casino« völlig überfüllt ist, nicht jedoch, wie man vermuten könnte, mit Massen von Aristokraten: All jene Dekadenten, jene Helden des Romans »A Rebours« sind Angestellte in Banken, Handelshäusern oder kleinen Unternehmen, die hier nach der Arbeit hinter Schalern und in Kontoren den Feierabend genießen.

Die Etablissements der Invertierten sind im Berliner Osten genauso zahlreich wie im Westend, und die homosexuelle Plage richtet in allen Bevölkerungs-

schichten ihre Verwüstungen an, jedoch in der Arbeiterklasse in geringerem Grad...

Wir lassen uns im hinteren Teil des Raumes nieder, ganz nahe bei einem winzigen, aus einem Klavier und einer Geige bestehenden Orchester, das schmachtende Melodien von einer weichlichen Sentimentalität spielt. Die so entstehende Stimmung von fast religiöser Ruhe steht in eigenartigem Kontrast zu den fiebrigen Blicken aus all den schwarz geschminkten Augen. Einige der Invertierten plaudern vertraulich miteinander über scheinbar bedeutungslose Dinge und halten sich dabei an den Händen, andere schmiegen sich aneinander, liebkoosen sich, und schauen einander voller Verlangen an. Es gibt hier Männer jeden Alters, manche von ihnen, schon in reiferen Jahren, machen sich an die Jünglinge heran und hofieren sie. In einer Ecke wartet ein Student von blassem kränklichen Teint und mit einer Mensur-Narbe im Gesicht..., mehrere Bewerber disputieren über die Vorzüge eines Fünfzehnjährigen, der schon im Stimmbruch ist.

Neben uns liest ein dicker Mann mit rotem Gesicht und blinzelnden Augen in einem Büchlein, das ihm der Kellner auf seinen Wunsch gebracht hat und auf dessen Umschlag in Schönschrift mit großen Buchstaben die französischen Worte »Je t'aime« stehen. Mit einem schnellen verstohlenen Blick erkenne ich auf den fleckigen Seiten eine Namensliste und hinter den Namen allerhand Anmerkungen. Der dicke Mann studiert sie aufmerksam und ruft dann den Kellner, um ihm in einem gebrochenen Deutsch — er ist Engländer oder Holländer — einige unzusammenhängend wirkende Worte zu sagen, von denen ich einige aufschnappe: »Wohlgenährt ... rund ... etwas dunkel ...« Und der Kellner, der völlig ungeeignet aber sehr gewissenhaft seine Rolle als Vermittler spielt, entfernt sich, nachdem er alle Wünsche aufgenommen hat...

Ich habe noch andere Homosexuellentreffpunkte erkundet, besonders ein Cafe für Lesbierinnen, bei dem der männlichen Neugier nichts anderes übrig bleibt als die menschenscheue Abgeschlossenheit zu respektieren, doch verdanke ich alle meine Beobachtungen glücklichen Zufällen.

So verließ ich an einem Sonntagmorgen im Oktober vorigen Jahres gegen neun Uhr früh mein Hotel und begab mich auf die Suche nach einem Ort, wo ich eine Tasse Kaffee zu mir nehmen könnte. Ich hatte schon vergeblich an die verschlossenen Türen der großen Gaststätten, Cafes und Restaurants angeklopft und war lange genug umhergeirrt, als ich in der Potsdamer Straße an der Brücke über den Landwehrkanal eine »Konditorei« mit leeren Schaufenstern erblickte. Ich stieß sogleich die Tür auf, schob einen Vorhang zur Seite und trat ein.

Kaum hatte ich die »Konditorei und Café Karlsbad« betreten, erstarrte ich wie versteinert vor dem Bild, das sich nun meinen Augen darbot. Der kleine Saal war überfüllt mit Männern und jungen Leuten, die

tranken, eifrig plauderten, gestikulierten oder zärtlich zueinander waren... Ein Jüngling, dessen große Augen vom Morphinum geweitet waren, geht mit wiegenden Hüften in die Mitte des Saales. Unter seinem Jackett ist er nackt, an seinen nackten Füßen trägt er Sandalen. Und im plötzlich dumpf und wild werdenden Rhythmus eines Klaviers und einer Geige beginnt er sich wie eine Bayadere zu drehen und zu winden, dabei breitet er die Arme aus, verrenkt die Handgelenke und die Hüften, legt sich auf den Boden, erhebt sich wieder und nimmt plötzlich eine entspannte Haltung an... Er tanzt unermüdlich, stampft mit den Füßen, krümmt seinen Rücken, wirft seine Beine nach vorn und nach hinten, macht Spagat, bückt sich, schwankt hin und her, macht wellenförmige Bewegungen mit dem ganzen Körper, dann plötzlich zieht er sich zurück wie von einem Schwindelanfall ergriffen. Bei anderer Gelegenheit hätte dieser Verzückte seine Halluzinationen vorgetanzt, indem er sich seiner hinderlichen Kleidung entledigt hätte.

Ständig treten neue Zweier- oder Dreiergruppen junger Leute ein. Nach der durchzechten Nacht im Berliner Großstadtsumpf kommen sie hierher, um ihre Orgien oder Wahnsinnsträume in dem kleinen Cafe fortzusetzen, das seine Pforten seit dem Morgen grauen, als alle Kerzen verloschen, geöffnet hatte. Einer der Gäste, der wohl einen alten Freund wiedertraf, stürzt auf ihn zu und küßt ihn, ohne sich um die Umgebung zu kümmern — aber warum sollte man sich genießen? — auf den Mund...

Ich gehe hinaus. Ein Schutzmann zieht seine Runde auf dem Trottoir wenige Meter von dem Cafe entfernt. Die Potsdamer Straße wirkt ziemlich verlassen, die »Konditorei« scheint zu schlafen.

Wird das lasterhafte Treiben den ganzen Sonntag über fortgesetzt bis zum Montag früh? ...

§

Die Homosexuellen [les homopathes] haben nicht nur ihre Clubs, ihre Zeitschriften und ihre Kongresse, sie haben außerdem noch ihr Theater, das auf den Namen »Theater des Eros« getauft wurde. Dieses Theater ohne feste Spielstätte gibt Vorstellungen im Salon des City-Hôtel in der Dresdener Straße oder an anderen Orten. Man darf jedoch nicht glauben, daß dies ein Theater wie alle anderen ist, das ständig oder auch nur zu regelmäßigen Zeiten spielt. Es veranstaltet »Gauklerfeste«, zu denen sich die geladenen Gäste als Clowns, Jongleure, Zauberkünstler oder als Dummer August verkleiden. Bald ist das Theater des Eros nur ein Ort der Geselligkeit, bald ist es ein Tanzlokal, manchmal werden künstlerische Soiréen veranstaltet, Rezitationsabende, manchmal führt man auch Stücke von spezieller Art auf im Stil von Magnus Hirschfelds Film »Anders als die Andern«.

Am 25. März gab das Theater des Eros zum zweiten Mal ein Stück des Autors Cäsareon mit dem Titel »Satyrspiel und Tragödie«. Das Stück, das vier Epi-

soden aus dem Leben eines Mannes schildert, der auch »so« ist, überstand die zweite Vorstellung nicht; die Presse war derart katastrophal, daß der Regisseur und der Hauptdarsteller ihre Posten nach der Premiere verließen, was wiederum einen wütenden Artikel in der »Freundschaft« zur Folge hatte.

»Während der unvergleichliche Sexualforscher Dr. Magnus Hirschfeld, unterstützt von einer Gruppe treuer Mitstreiter, unermüdlich den Kampf gegen die Folgen des Paragraphen führt, zeigt die große Masse derjenigen, für die er und die anderen Idealisten kämpfen, die allergrößte Gleichgültigkeit, was einen Teil der besseren und anständigeren Homoeroten zur Ohnmacht verdammt.«

Das Nationaltheater in Prag gibt ein Stück von Christopher Marlow, »Eduard II«, in dem dessen Homosexualität von großer Bedeutung ist.

In der »Schauburg« in Rotterdam bringt Madame Yssel de Schepper-Becker ebenfalls ein Homosexuellendrama in drei Akten zur Aufführung: »Was man nicht darf...«

Unter allen diesen mit deutscher Inspiration verfaßten homosexuellen Produktionen, deren Propagandazweck meist klar zutage liegt, ist eines, was den Autor und die dramatischen Qualitäten des Werkes betrifft, bei weitem das interessanteste: »Die Freundin« von Hermann Sudermann, im Münchener Residenz-Theater gespielt von der bekannten Tilla Durieux. In diesem Stück liebt Juliana Rother leidenschaftlich ihre Freundin Alice von Hilgenfeld. Das Unglück will es, daß Alice eine normale Frau ist, die sich den Verführungsvorwürfen widersetzt. Juliana läßt aber nicht ab von ihrer Beute, bis es ihr schließlich gelingt, so viel Macht über ihre Freundin zu gewinnen, daß diese Heim und Kinder verläßt, um der Verführerin zu folgen.

Einem solchen außerordentlich dekadenten Theater können wir [in Frankreich] nichts Vergleichbares zur Seite stellen - übrigens besteht auch kein Anlaß darauf neidisch zu sein. Wir haben auch Theaterstücke, in denen es den betrogenen Ehemann gibt [le théâtre cocuestre], das Boulevardstück, in dem der Ehebruch auch noch in seinen unwahrscheinlichsten Erscheinungsformen analysiert und zergliedert wird, wir haben die Schauerdramen des Grand-Guignol, überlassen wir getrost den Deutschen den traurigen Vorzug eines homosexuellen Theaters.

§

Die »Invertierten« fangen an, sich unter dem Schutz ihrer »Sexualwissenschaftler« derart stark zu fühlen, daß sie Kongresse veranstalten, die einen angeblich wissenschaftlichen Anstrich haben. Der zweite dieser Kongresse, den sie in diesem Frühjahr in der alten Hansestadt Hamburg abhielten, war nur ein Vorwand für eine wahre Orgie öffentlicher Zurschaustellungen, das dortige Komitee hatte alles eingeladen, was irgendwie homosexuell war.

Der Aufruf der Hamburger Organisation an die »Homoeroten« der Stadt aus Anlaß des 2. Kongres-

ses verdient es, hier vollständig wiedergegeben zu werden:

»Homoeroten von Hamburg! Erinnert Euch an Eure Pflichten und vereinigt Euch mit uns! Am 16. und 17. April wird hier der 2. Verbandstag des Deutschen Freundschaftsverbandes stattfinden: Es kommt darauf an zu zeigen, daß wir gelernt haben, den Kampf für unsere Menschenrechte selbst zu führen und eine Organisation aufzubauen, die wir für diesen Kampf brauchen. Es genügt uns nicht, daß einige Gelehrte für unsere Sache kämpfen, vielmehr wollen wir jetzt unsere Macht und Stärke manifestieren: Wir existieren! Wir fordern nur unser Recht! Und wer wagt es, uns dieses Recht zu bestreiten? — Wir müssen deshalb unermüdlich arbeiten und ein jeder muß sich an unserem großen Werk beteiligen. Kein Homoerot darf abseits stehen, ob arm oder reich, Arbeiter oder Gelehrter, Diplomat oder Kaufmann; wir können niemanden entbehren. Kommt also zu uns und schließt die Reihen, bevor es zu spät ist. Zu Ostern müssen wir beweisen, daß wir reif genug sind, um den organisierten Kampf zu beginnen und daß wir nicht nur eine Vereinigung für Geselligkeit und Unterhaltung sind. Wer nicht für uns ist, ist gegen uns. Gezeichnet: Bernard Lübecker, Erster Vorsitzender.«

So etwa stellt sich eine Organisation dar, die ebenso praktisch wie unsittlich ist, deren Tätigkeit und Propaganda so öffentlichkeitswirksam wie nur möglich ist und die von einer Sorte Abnormer geschaffen wurde, deren Zahl in Deutschland, wenn wir den eigenen Erklärungen des Dr. Hirschfeld glauben wollen, nicht unter 50 000 liegt. Tatsächlich wäre es — nach allem, was ich gesehen habe — zutreffender, wenn man diese Zahl mit zehn multiplizieren würde. (Im Prozeß gegen Danielsen hat Dr. Hirschfeld den Anteil der Homosexuellen an der Gesamtbevölkerung Deutschlands mit 3% angegeben. Dieser Prozentsatz, auf eine Bevölkerung von 20 Millionen abzüglich Frauen und Kinder angewendet, ergibt eine Gesamtzahl der »Invertierten« von 600 000, womit die Zahl von 50 000, die Hirschfeld in einem Artikel in der »Freundschaft« nannte, weit übertroffen sein dürfte. Es ist unbestreitbar, daß sich die Homosexualität nach dem Krieg in bisher nicht dagewesenem Maß ausgebreitet hat.)

Diese Organisation ist das Symbol eines außergewöhnlich Verfalls der Moral. Gewiß verurteilen wir den Paragraphen 175 wegen seiner Begünstigung des Erpresserunwesens, wir mißbilligen die Einmischung des Gesetzes in das Privatleben der Bürger, wir sehen nichts, was gegen die Bemühungen zur Abschaffung dieses Paragraphen einzuwenden wäre, wir können den mehr oder weniger wissenschaftlichen Aufsätzen zum Thema Homosexualität zustimmen; unser Gewissen empört sich aber angesichts jener unsäglichen Vereinigungen, die, wie wir gezeigt haben, einzig zu dem Zweck entstanden sind, daß sich die Beteiligten leichter kennenlernen

und sich an unbeschreiblichen Orgien beteiligen können, immer unter dem Schutz der falschen Flagge der Wissenschaft oder der Aufklärung; das Gewissen rebelliert vor allem bei der Lektüre jener scheinheiliger Annoncen, von denen wir einige Proben zitierten, die für die Jugend den aller gefährlichsten Anreiz zur Lasterhaftigkeit bieten.

Am meisten erfüllt uns aber mit Erstaunen, daß das Land, das den Paragraphen 175 gegen die Homose-

xualität erfunden hat, kein Mittel gegen diese dauernde Verherrlichung des Schmutzes, gegen diese dauernde Provokation von Anstand und Ehrbarkeit, gegen diesen Kultus der Abnormität, gegen diese permanente Zurschaustellung von Abscheulichkeiten kennen soll.

Ambroise Got

[Der Film »Anders als die Andern«]

(aus: Got: L'Allemagne après la débâcle, Strasbourg 1919, Seite 221 ff.)

Es gibt [im Strafgesetzbuch neben den Paragraphen 184 und 218] noch andere Paragraphen, die den Libertins und Wollüstlingen der Hauptstadt zu schaffen machen und um deren Abschaffung sie sich bemühen. Einer dieser Paragraphen, der "schändlichste" von allen, trägt die Numer 175 und dient der Unterdrückung der Homosexualität. Nicht nur gewisse Zeitschriften befassen sich besonders gern mit der Frage nach seiner Abschaffung, vielmehr hat sich nun auch das Kino dazu bereit gefunden, in diesem Sinne Propaganda zu machen, indem es einen Film mit dem Titel »Anders als die Andern« zeigt.

Ich habe bereits in einem Theater Unter den Linden einen Film gesehen, in dem es um die Verhütung der Syphilis geht und der nach dem derzeit in Deutschland sehr beliebten Theaterstück »Die Verderbten« (Les Avariés) gedreht wurde. Unter dem falschen Schein der Wissenschaftlichkeit und mit einer völlig wirren Handlung führt uns dieser Film in ein Bordell, wo wir einem parademäßigen Vorbeimarsch halbnackter Frauen beiwohnen dürfen, die zu einer ärztlichen Untersuchung gehen. Man gewinnt den Eindruck, als ob einem von der Mischung aus Moschusduft und Lysoformgestank geradezu übel werden würde.

Ich hatte geglaubt, damit den Höhepunkt des schlechten Geschmacks im Dienst der Unmoral erlebt zu haben, bis ich einige Wochen später eine Vorführung des Films »Anders als die Andern« sah. Es handelt sich dabei um eine erstaunliche Rechtfertigung der Päderastie, eine Apologie, die um so beschämender erscheint, als der Hauptdarsteller ein berühmter deutscher Arzt ist: der Sanitätsrat Dr. Magnus Hirschfeld, der sich skrupellos und zynisch in den Mittelpunkt des Dramas stellt. Auf welche tiefe Stufe der Ignoranz oder der Entartung muß Deutschland gesunken sein, um solch ein abscheuliches Spektakel zu dulden?

Der Film läßt vor unseren erstaunten Augen alle Päderasten der Vergangenheit und der modernen Zei-

ten aufmarschieren. Ich habe Friedrich den Großen wiedererkannt, wahrlich ein Fall von Majestätsbeleidigung! Ich war indes sehr überrascht, daß keiner unserer [französischen] Landsleute darunter war, was ich, um ehrlich zu sein, als ein Kompliment für uns betrachte. Ich bedauere jedoch, daß mir mein unvollständiges Wissen nicht gestattete, die Namen aller dieser »Opfer der menschlichen Bosheit und Grausamkeit« zu kennen.

Dieses Päderasten-Defilee ist einer Spielhandlung vorangestellt, in der ein großer homosexueller Künstler — es sind alles Künstler! — Opfer einer frechen Erpressung durch eine elende Kreatur wird, man schleppt ihn aufgrund des berühmten Paragraphen vor Gericht, wo ihn der Richter — der nichts anderes tun konnte — zur Mindeststrafe von acht Tagen Gefängnis verurteilt. Von allen seinen Freunden gemieden, von der Gesellschaft geächtet wird der große Künstler dahin gebracht, Erlösung im Tod zu suchen. Parallel zu dieser Tragödie erleben wir das Aufblühen der Liebe des Homosexuellen zu einem seiner Schüler, den er dessen Schwester vorzieht, was ihr äußerst mißfällt. Wir erleben außerdem einen Ball, an dem nur Männer oder Päderasten teilnehmen.

In seinem Plädoyer, das das Hauptstück, gewissermaßen der Clou des Films ist, scheut Dr. Hirschfeld nicht davor zurück, sich auf die Französische Revolution zu berufen und Napoleon, Voltaire und Zola zu zitieren. Soviel ich weiß, hat sich der Autor von »J'accuse« niemals zum Apostel der Homosexualität gemacht, und die Revolution von 1789 verfolgte bessere Ziele als die Beseitigung des famosen Paragraphen.

Die Schlußfolgerung, die sich aus dem Ganzen ergibt, lautet: Die Päderasten sind die Normalen, abnorm seit Ihr, bin ich, ist der Rest der Welt, den man verachten muß. Jene aber muß man bemitleiden statt sie zu züchtigen, man muß ihnen helfen, man muß sie trösten und ermutigen, man soll sie geradezu bewundern. Natürlich ist der Päderast nicht

aus eigenem Willen so! Es liegt nur, laut Dr. Hirschfeld, an seiner vornehmen Seele, daß er diesem Laster, pardon, dieser sublimen Tugend anhängt.

Im Passage-Theater, einem der wichtigsten Kinos »Unter den Linden«, sorgt jeden Abend »Die Dame im Pelz«, ein »masochistisches« Drama für volle Säle. Der »Masochismus« (so genannt nach den Romanen des ungarischen Juden Sacher-Masoch) ist eine geschlechtliche Abirrung: das Bedürfnis nach Leiden in der Liebe oder Leiden zu bereiten. Und wie könnte es anders sein, als daß wiederum der Dr. Magnus Hirschfeld der Protagonist dieses Dramas ist, der es verstanden hat, die Zeitungsberichte über einen Leutnant der Garde zu nutzen, den man vor kurzem erdrosselt in seinem Bett gefunden hatte. Dieser Leutnant hatte sich versehentlich selbst bei seinen gefährlichen »masochistischen« Manipulationen erdrosselt. Die Angelegenheit war damals eine

Sensation, und der schlaue Hirschfeld, der als Sachverständiger hinzugezogen worden war, diagnostizierte Masochismus. Es wird vermutet, daß der Tod nur zu Reklamezwecken vorgetäuscht worden war.

Berlin enthüllt ganz eindeutig und geradezu brutal einen völligen Mangel an Dezenz und Schamgefühl. Die deutschen Zeitungen verkünden mit großem Lärm, als ob es ein Erfolg der »Kultur« wäre, daß der Paragraph 175 beseitigt wurde. Der Film »Anderer als die Andern« hat gewiß dazu beigetragen ebenso wie der »Sanitätsrat« Hirschfeld. Wir gratulieren ihm zu seinem Erfolg.

Künftig können sich die verderbten Homosexuellen in der freiesten aller Städte austoben. Nachdem Berlin Babylon übertroffen hat, kann es sich mit Sodom auf eine Stufe stellen. Doch selbst Sodom wird noch überboten werden.

Numa Praetorius

Über die Homosexualität in Frankreich

(aus: »Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen« Band 22, 1922, Heft 3/4, Seite 42-48)

Über die sozialen Verhältnisse der Homosexualität in den einzelnen Ländern Europas (Verbreitung, öffentliche Meinung über sie, Organisation usw.) ist im allgemeinen nur wenig bekannt. Das gilt insbesondere auch für die Verhältnisse in Frankreich.

Die Verbreitung der Homosexualität in Frankreich ist, soviel wir feststellen konnten, wohl kaum geringer als in Deutschland, nur treten die Homosexuellen viel weniger hervor. Alles, was die Homosexualität betrifft, bleibt in Frankreich (abgesehen von Paris, und auch hier mit gewissen Unterschieden) weit verborgener, kommt viel weniger und seltener an die Öffentlichkeit als in Deutschland.

Der Grund hierfür liegt nicht in dem selteneren Vorkommen, sondern in anderen Ursachen. Als solche ist in erster Linie der Umstand hervorzuheben, daß in Frankreich kein Strafparagraph existiert, der die homosexuellen Handlungen als solche bestraft. Die Folge ist einmal, daß niemals polizeiliche Untersuchungen und gerichtliche Verhandlungen wegen homosexueller Handlungen zwischen Großjährigen stattfinden und auch nur selten wegen Vorkommnisse mit Minderjährigen, da auch in dieser Hinsicht nur die gewohnheitsmäßige Verführung Minderjähriger verfolgt wird — und da auch nur in krassen Fällen. Sodann ergibt sich als zweite Folge der Straflosigkeit des homosexuellen Verkehrs: der Mangel jeglicher Agitation zugunsten der Homosexuellen, da eben der Hauptfaktor zu solcher Agitation, das Streben nach Aufhebung eines Strafparagraphen fehlt.

Des weiteren liegt es auch nicht im französischen Charakter, sexuelle Probleme in der Öffentlichkeit aufzurollen, wenn sie ein so heikles Thema wie die Homosexualität betreffen. Denn alles Interesse ist in Frankreich bei dem Vorrang und der Vergötterung der Frau dieser gewidmet, und nur Probleme, die sich mit der heterosexuellen Sexualität beschäftigen, finden Anklang.

Es kommt hinzu, daß dem Franzosen jede öffentliche Erörterung homosexueller Liebe — die für ihn eben nur Laster oder Degeneration bedeutet — als taktlos und unästhetisch gilt.

Ein Zusammenschluß der Homosexuellen, wie er gegenwärtig in Deutschland stattfindet, in Vereinen, Organisationen, Zeitschriften, in der »Freundschaft«, dem »Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen«, dem Wissenschaftlich-humanitären Komitee usw. wären in Frankreich undenkbar.

Berichte französischer Zeitungen und Zeitschriften über die homosexuellen Zustände in Frankreich sind selten und dann meistens in feindseligem oder spöttischem Ton gehalten.

So hat die Zeitschrift »Le Grand Guignol« namentlich in den Nummern vom 9. Februar 1922 und 10. März 1922 ganz genaue Schilderungen über die homosexuellen Bars, Absteigequartiere und Bäder unter genauer Adressenangabe gebracht und in heftigen Worten den Polizeipräfekten zum Einschreiten aufgefordert.

Überhaupt stellte die Zeitschrift an das Parlament das Ansinnen, einen Gesetzentwurf einzubringen, der den homosexuellen Verkehr als solchen bestraft.

Nach der Nummer vom 1. Februar 1922 wurde der Direktor des Blattes, Aequetil, unter anderem wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses, begangen durch unzüchtige Veröffentlichungen, verhaftet, allerdings enthielten die letzten Nummern des »Grand Guignol« viele auf andere als homosexuelle Angelegenheiten bezügliche Berichte, so z.B. über Voyeurismus in Bedürfnisanstalten gegenüber Frauen usw., so daß wir nicht beurteilen können, ob und inwiefern die Schilderung der homosexuellen Verhältnisse zu den Anklagen Veranlassung gegeben haben könnte. Das Blatt erscheint trotzdem weiter, aber unter dem Titel »Le Guignol enchaîné« (Der gefesselte Hanswurst). Übrigens nennt das Blatt direkt einige bekannte Herren der Pariser Gesellschaft, den chef du protocole M. J. Fouquén, den Schriftsteller Binet-Volmar, den Baron de Landrey, den Schöpfer des berühmten leichten Stückes »Phi-Phi« als Besucher eines homosexuellen Bades und fragt, ob sie als Dilettanten — nicht als Dilettanten — das Bad besuchten?

Hinsichtlich der Treffpunkte der Homosexuellen unterscheidet sich Paris von Berlin insofern, als in Paris nur ganz wenige homosexuelle Wirtschaften oder Bars existieren und diese sich nie lange halten können; gewöhnlich werden sie sehr bald polizeilich geschlossen, verschiedentlich wurden — so kurz vor dem Krieg — Besucher dieser Wirtschaften von Kriminalbeamten, die sich als Gäste eingeschlichen hatten, beobachtet und dann bei geringfügigsten Zärtlichkeiten gegenüber Freunden verhaftet.

Dagegen sind seit Jahren zahlreiche homosexuelle Bäder im Schwunge, vor dem Krieg waren es etwa ein Dutzend, einige seit dreißig und mehr Jahren bestehend (z.B. das der rue du Panthéon, wo vor etwa dreißig Jahren etwa zwanzig Homosexuelle in flagranti von Polizisten überrascht und in mehreren vor dem Bad bereit gestellten Polizeiwagen auf die Polizei gebracht wurden. Fast alle wurden zu mehrmonatigen Gefängnisstrafen wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses verurteilt.)

Der Umstand, daß in Paris im Gegensatz zu Berlin weit mehr homosexuelle Bäder und weit weniger Lokale existieren, möchte ich insofern sozialpsychologisch deuten, als sich darin wohl das Streben nach größerem Verborgenbleiben der Homosexualität und nach direkt sinnlichem flüchtigen Ausleben ohne Anknüpfen näherer Beziehungen und ohne Anbahnung gesellschaftlichen Verkehrs unter den Homosexuellen ausdrückt.

Der Franzose sucht und findet im Bad, wo er völlig unbekannt bleibt, Befriedigung seiner Sinnenlust in vollster Verborgenheit. Der Deutsche dagegen mag wohl auch unbekannt bleiben in der homosexuellen Wirtschaft, aber von direkten sexuellen Handlungen in denselben ist regelmäßig keine Rede, er knüpft dort erst Bekanntschaft an und bezweckt sehr oft nur das gesellige und gesellschaftliche Zusammensein und sich Zusammenfinden mit Gleichgearteten.

Wie in allen andern Ländern existieren in Frankreich nicht nur Homosexuelle in der Hauptstadt Paris und in den übrigen Großstädten des Landes (Marseille, Bordeaux, Lyon, Havre, Strasbourg, überall in diesen Städten Hunderte), sondern auch in den kleinen Städten.

Im Jahre 1908 hatte der französische Arzt Laupt, der das beste französische Werk über die Inversion verfaßt hat (»Perversion et Perversités sexuelles«, neue Auflage: »Le homosexualité et les types homosexuelles«, 1910) in den »Archives d'anthropologie criminelle« von Lacassaque einen Artikel über die angebliche Seltenheit der Homosexualität im Vergleich zu Deutschland veröffentlicht, in dem er auch behauptet, sie sei selten in der französischen Armee.

Diese Behauptung kann nicht als richtig erachtet werden. Ich selbst habe im Jahre 1919 einen französischen Offizier, der beim höchsten Beamten der Provinz abkommandiert war, beobachtet, wie er an einem öffentlichen Rendezvous-Ort Homosexueller und sich anbietender Soldaten in voller Uniform einen tunesischen Soldaten (Araber) an der Hand nahm und mit ihm fortging und in einer Stunde das Manöver mit einem anderen Araber wiederholte. Bald darauf hatte der selbe Offizier allerdings einen Skandal mit Burschen, die ihn seiner Barschaft beraubten.

Wie in allen Ländern, weist auch Frankreichs Geschichte eine große Anzahl bedeutender und berühmter homosexueller Männer auf. Hirschfeld, Moll und Raffalovich erwähnen in ihren bekannten Werken eine nicht geringe Anzahl, dabei sind viele französische urtümliche Größen noch gar nicht näher studiert.

In den letzten Jahren habe ich selbst über einige Homosexuelle aus Literatur und Geschichte nähere Studien veröffentlicht. So über zwei französische Dichter des 17. Jahrhunderts (Théophile de Viau und Jacques Vallée Des Barreaux und ihre Beziehungen zur Homosexualität); ferner über: »Ein homosexueller Dichter des 17. Jahrhunderts, Saint Pavin, der König von Sodom« in der »Zeitschrift für Sexualwissenschaft«, Band 5, 1918, Hefte 3 und 8. Zuletzt über Ludwig XIII., dessen Homosexualität ich wohl deutlich nachgewiesen zu haben glaube. Bekannt ist, daß nicht lange vor ihm ein anderer Homosexueller den Thron Frankreichs inne hatte, Heinrich III., während Ludwigs XIII. Sohn, Philipp Orléans, Bruder des webersüchtigen Ludwig XIV., ein durchaus effeminiertes Homosexueller war, der auf den Bällen in Weiberkleidern sich zeigte und ganz offen Liebschaften mit Männern unterhielt. Auch Ludwig XVIII. ist stark homosexuell verdächtig, hatte jedenfalls mehrere Leidenschaften zu gewissen Günstlingen.

Aus der jüngsten Gegenwart will ich als bekannte Homosexuelle nur die Literaten Verlaine und Jean

Lorrain nennen, sowie den soeben verstorbenen weltberühmten Komponisten Camille Saint-Saëns. Ein Freund von Lorrain hat Saint-Saëns am Bahnhof von Lyon in Gesellschaft eines Jungen getroffen und schreibt in Anspielung auf seine Oper »Samson und Dalila« wie folgt an Lorrain: Er sei dieser alten Dalila im Bahnhof von Lyon begegnet, als sie mit einem Jungen, den sie im Begriff war, nach den Kanarischen Inseln mitzunehmen, Karten spielte.

Übrigens war die Homosexualität von Saint-Saëns in Paris ein offenes Geheimnis.

Daß ich von den lebenden französischen Berühmtheiten, die dem dritten Geschlecht angehören, keine nenne, wird man begreifen.

In der modernen französischen Belletristik ist die Homosexualität, namentlich die männliche, weniger häufig als in Deutschland behandelt worden, dafür weist sie aber mehr Werke echter Kunst auf, wie z.B. den wenig bekannten aber großartigen Roman von Rachilde »Les Hors Nature«, die etwas weichen, aber doch echt poetischen Werke von Emboe, die talentvollen Briefe von Fersen usw. Alle diese

Werke wurden seinerzeit in der Bibliographie der Homosexualität im »Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen« von mir eingehend besprochen.

Seit dem Kriege ist, soviel ich weiß, nur ein Roman erschienen (im »Mercure de France«-Verlag), in dem die Homosexualität eine bedeutende Rolle spielt: »La Pichuene« von Henri de Régnier, übrigens an und für sich einer der kunstvollsten, die echten französischen Geistesigenschaften an sich tragender Roman des bekannten Mitglieds der Académie Française.

Was die Ursachen der Homosexualität anbelangt, so meint Laupis in dem oben erwähnten Aufsatz, sie sei in Frankreich seltener, dank dem Katholizismus, dagegen in Deutschland häufiger, weil der Protestantismus einen für ihre Entwicklung günstigen Boden abgebe.

Einmal ist es nicht richtig, daß die Homosexualität in Deutschland häufiger sei, und zweitens kommt dem Katholizismus diese hemmende Wirkung nicht zu.

Numa Praetorius

Der Streit um Walt Whitmans Homosexualität im »Mercure de France« und den »Archives d'anthropologie criminelle« vom Jahre 1913 -14.

(aus: »Zeitschrift für Sexualwissenschaft« Band 3, 1916/17, Seite 326-339 und 364-374)

Mit welcher Hartnäckigkeit selbst von sonst Unparteiischen und Einsichtsvollen die Homosexualität berühmter Männer trotz aller Beweise und aller Offensichtlichkeit geleugnet wird, dürfte allmählich zur Genüge bekannt sein.

Ein treffendes Beispiel für diese beklagenswerte Tatsache bildet der Fall Walt Whitman. Die Homosexualität des großen amerikanischen Dichters ist zum ersten Male und gleich endgültig in der gründlichsten und überzeugendsten Weise von dem Potsdamer Gelehrten Eduard Bertz festgestellt worden in seiner großen Studie »Walt Whitman. Ein Charakterbild« im »Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen«, Band 7, 1905, Seite 153-289, ferner in seiner Broschüre »Whitman-Mysterien. Eine Abrechnung mit Johannes Schlaf« (besprochen von mir im Jahrbuch, Band 9, Seite 551-562), und in seinem bedeutenden philosophischen Werk »Der Yankee-Heiland. Ein Beitrag zur modernen Religionsgeschichte« (Dresden 1906).

Nach diesen eingehenden tiefwissenschaftlichen Forschungen von Bertz und ihren von den ernstesten Kritikern als zutreffend anerkannten Ergebnissen durfte man die Frage der sexuellen Natur des Dichters völlig im Sinne unbedingter Bejahung seiner Homosexualität als entschieden erachten. Trotzdem entstand in der französischen Zeitschrift »Mercure de France« im Jahre 1913 eine bis in das Jahr 1914 sich hineinziehende Polemik, in welcher von verschiedenen Franzosen und Amerikanern die Annahme der konträren Sexualempfindung Whitmans aufs energischste bekämpft wurde. Anlaß zum Streit gab ein kleiner im Anekdotenteil am Schluß der Nummer vom 1. April 1913 von dem witzigen und geistreichen Guillaume Apollinaire gebrachter Artikel (Seite 658-659), in welchem der Verfasser den ihm von einem Teilnehmer am Leichenbegängnis Whitmans erstatteten Bericht wiedergibt. Dieser Bericht lautet in Übersetzung:

Guillaume Apollinaire: Ein Augenzeuge der Begräbnisfeier Walt Whitmans (Un témoin des funérailles de Walt Whitman)

Walt Whitman, the good gray traf selbst die Anordnung für sein Leichenbegängnis. Im Geheimen hatte er genug Geld zurückbehalten, um sich ein wirklich häßliches Grabdenkmal, das er wahrscheinlich selbst gezeichnet hatte, bauen zu lassen. Ich glaube, daß die Summer sich auf 20 000 Francs belief. Nach seinem Tode wurde ein großes, gewöhnlich von wandernden Zirkussen eingenommenes Terrain gemietet. Dieses Feld wurde mit grau angestrichenen Palisaden umzäunt. Man baute drei Pavillions: einen für den Leichnam, einen um die »Barbacue« zu bereiten (volkstümlicher Schmaus, wo man einen Ochsen und einen Hammel brät), den dritten für die Getränke: Fässer von Whisky, Bier, Zitronade, Wasser.

3500 Personen, Männer, Frauen und Kinder, kamen ohne Einladung dem Begräbnis beizuwohnen.

Es sei bemerkt, daß sich dies bei Camden (New Jersey) zutrug.

Drei große Fanfaren in Uniform spielten abwechselnd. Alle die, welche Walt gekannt hatten, waren da: die Dichter, die Gelehrten, die Journalisten von New York, die Politiker aus Washington, ehemalige Soldaten, Invaliden des Nordens und des Südens, die Pächter, die Austernfischer seines Geburtskantons, die »stage drivers« (Omnibuskutscher) von Broadway, die Neger, seine früheren Mätressen und seine »Camerados« (dieses Wort, das er für spanisch hielt, benutzte er, um damit die jungen Leute zu bezeichnen, die er in seinem Alter geliebt hatte, und er verbarg nicht seine Neigung für die Philopädie), die Ärzte des Krieges, die Krankenpfleger und -pflegerinnen, die Verwandten der während des Krieges Verwundeten und Getöteten, alles Leute, die Whitman gekannt hatten und mit denen er korrespondiert hatte.

Die Päderasten waren in Menge gekommen, und der am meisten Umstandene war ein junger Mann von 20-22 Jahren, berühmt wegen seiner Schönheit, Peter Cornelly, ein Irländer, zuerst Trambahnschaffner zu Washington und dann zu Philadelphia, den Whitman über alles geliebt hatte.

Jedermann erinnerte sich, oft Whitman und Cornelly gesehen zu haben, wie sie am Rand des Trottoirs saßen und Melonen aßen. Daher gab es bei diesem

Fest oder vielmehr Leichenbegängnis große Haufen von Wassermelonen zur Verfügung des Publikums.

Die Reden waren nicht im voraus vorgesehen. Es sprach wer wollte. Der Redner stieg auf einen Stuhl oder Tisch und mehrere Redner sprachen zur gleichen Zeit.

Man las eine große Anzahl von Telegrammen und Kablogrammen, die von Dichtern aus Amerika oder Europa gesandt waren.

Mehrere dieser Telegramme und Kablogramme waren in Versen abgefaßt.

Die meisten der Ansprachen bezogen sich auf Whitmans Freunde.

Alle Leute tranken entsetzlich viel. Es gab 60 Handgemenge, und die sich einmischende Polizei verhaftete 50 Personen.

Das Fest dauerte von Morgenanbruch bis Sonnenuntergang. Mehrere Redner, die an dem Sarge sprachen, punktierten ihre Reden, indem sie mit Fäusten auf die Bahre schlugen.

Man glaubt, daß verschiedene Kinder von Whitman da waren mit ihren weißen und schwarzen Müttern, aber man ist dessen nicht sicher.

Whitman pflegte zu sagen, daß er sechs seiner Kinder gekannt hätte, daß er aber wahrscheinlich viele andere gehabt habe.

Bei Sonnenuntergang bildete sich ein großer Zug, dem verschiedene Musiker, den rag-time spielend, vorangingen. Dann kam der Sarg von Whitman von sechs trunkenen Männern getragen und von der Menge gefolgt. So ging man von dem umzäunten Feld zum Friedhof, wo das Grabdenkmal auf einer Anhöhe sich erhob. Die verschiedenen Musiker hörten nicht auf, während der ganzen Zeremonie zu spielen.

Die Träger versuchten, den Sarg in das Mausoleum hereinzubringen, aber die Tür war zu eng; sie warfen sich auf die Viere, man schob den Sarg auf ihren Rücken, und sie konnten in das Grab hineingehen; auf diese Weise trat der größte demokratische Dichter in seine letzte Ruhestätte ein und die Menge singend, sich liebkosend, taumelnd, nahm wieder die Trambahnen, um nach Philadelphia zurückzukehren.«

Wegen dieses Artikels erhob sich große Entrüstung im Lager der blinden Whitmanschwärmer.

In der Nummer von 15. April, Seite 890-892, veröffentlichte der in Amerika geborene, aber schon als Kind nach Frankreich gekommen und hier als französischer Dichter rühmlich bekannte Stuart Merrill einen scharfen Protest gegen die von Apollinaire wiedergegebene Erzählung. Merrill bestreitet, daß das Leichenbegängnis Whitmans den berichteten

skandalösen Charakter gehabt hätte, und wendet sich insbesondere gegen die Behauptung, Whitman sei homosexuell gewesen. Er meint:

»Was die ihm angedichtete Philopädie anbelangt, so geben wir zu, daß gewisse seiner Gedichte, die unter dem allgemeinen Titel *Calamus* vereinigt sind, Anlaß zur Zweideutigkeit geben können, obgleich es nie Zweideutigkeit in dem Privatleben des Dichters gegeben hat.

Daher haben alle unsere aufgeregten Homunculi von Berlin, Paris, London ihn als einen der ihrigen in Anspruch genommen. Allerdings nehmen sie für sich auch Wagner, Goethe, was sage ich, Jesus Christus in Anspruch und trotz der beißenden Ironie von Aristophanes gegen ihre Sekte beurteilen sie die Sitten Griechenlands nach der Anthologie von Planudes, einem Werk der Dekadenz.

Die Wahrheit ist die, daß Walt Whitman, wie viele Angelsachsen und Germanen, eine etwas allzu sentimentale Auffassung von der Freundschaft hatte, von dem, was er Kameradschaft nannte. Dazu kommt, daß er bis zur Ekstase die physische Vollendung vergötterte und daß er mit ebensowenig Zurückhaltung die Schönheit der Männer wie die Schönheit der Frauen besang. Aber hat er sich nicht selbst besungen, ohne daß man ihn anderer Laster bezichtigte? Seine angebliche Schamlosigkeit war nur das Zeichen einer vollkommenen Unschuld. Ich habe selbst die Augen des alten Walt Whitman gesehen, und derjenige, der diese wunderbaren und verwunderten Kinderaugen gesehen hat, weiß, daß der »gute graue Dichter« sicher der normalste Mensch der Welt war, daß er rein wie die Natur selbst war und daß er mit seinem ganzen Wesen Widerwillen empfand gegen die kleinen Perversitäten der Kranken und Monomanen.

Will man einen entscheidenden Beweis, daß der »Zeuge« von Apollinaire ganz verkehrt das Leichenbegängnis von Walt Whitman gesehen hat, wenn er ihm überhaupt beigewohnt hat? Er wagt zu schreiben: »Die Päderasten waren in Menge gekommen, und der am meisten Umstandene war ein junger Mann von 20-22 Jahren, berühmt durch seine Schönheit, Peter Cornelly, ein Irländer, Trambahnschaffner zu Washington und nachher zu Philadelphia und den Whitman über alles geliebt hatte«. Und nun höre man. Walt Whitman hatte definitiv Washington 1873 verlassen, um Camden zu bewohnen, wo er 1892 starb. Er machte die Bekanntschaft von Cornelly zu Washington, kurze Zeit nach dem Sezessionskriege, wahrscheinlich gegen 1866. Es ist zu vermuten, daß Cornelly damals 20 Jahre alt war, weil er schon Schaffner war, so daß er 1892 46 Jahre mindestens haben mußte...

Übrigens zeigte Walt Whitman immer eine eigenartige Neigung für die Gesellschaft der Trambahn- und Omnibuskutscher. Bis in das Alter ein Kind geblieben, liebte er sehr den Lärm der Straße, den Spaziergang aufs Geradewohl inmitten der Wagen, die Geschicklichkeit und das saftige Geschwätz der Kutscher. So kannte er auch alle Omnibuskutscher der Linie Broadway-Fifth Avenue persönlich. Ich habe sie gesehen, diese braven Leute, mit geröteten Gesichtern, dicken Bäuchen und fluchenden Lippen. Nein, niemals hat Walt Whitman für sie in unreiner Flamme gebrannt! Ebenso gut könnte man vorgeben, Victor Hugo habe Gefallen gefunden an den Reizen des Kutschers Moore.

Ich habe genug gesagt, um alle Verleumdungen zu nichte zu machen, die unter dem Deckmantel eines phantastischen Berichtes der »Zeuge« von Herrn G. Apollinaire versucht hat gegen das Andenken Walt Whitmans wieder aufzutischen. Ich verweise alle, welche die Persönlichkeit des »good gray poet« interessiert, auf die herrliche Biographie, wo Herr Léon Bazalgette alle gegen seinen Helden vorgebrachten Beschuldigungen aufgenommen, untersucht und widerlegt hat. Sein Buch bleibt ein Kunstwerk von Wahrhaftigkeit, von Verständnis und Enthusiasmus und tröstet über das Verfahren der modernen Kritik, die, wenn sie keine Stigmata bei einem großen Mann findet, solche erfindet. Schließlich wird man darin auch einen genauen Bericht des Leichenbegängnisses finden, verfaßt nach den Zeitungen der Zeit, und man wird sich Rechenschaft geben, daß dieses völlig würdig, feierlich und anständig war.«

In dasselbe Horn wie Merrill stieß dann Benjamin de Casseres aus New York im »Mercure« vom 1. Juni 1913, Seite 671.

Er nennt den Bericht von Apollinaire schlimmer als alles verhängnisvolle Gerede, das man über Verlaine und Rimbaud in die Welt gesetzt habe. (Als ob nicht Verlaines homosexuelle Leidenschaft für Rimbaud eine ganz festgestellte, unmöglich wegzuleugnende Tatsache wäre. N.P.)

Nach Casseres war nichts würdiger, schöner, feierlicher als Whitmans Begräbnis.

Irgendeinen Gegenbeweis gegen die Feststellung von Whitmans Homosexualität versucht Casseres nicht. Er schließt lediglich pathetisch mit den Worten: »Wenn jemals das Leben eines Mannes edel, würdig und schön war, so war es das von Whitman.« (Damit steht Whitmans Homosexualität keineswegs in Widerspruch; ein Mensch kann edel und gut sein und doch zu den Homosexuellen gehören. N.P.)

»Man möge Kot gegen die Bilder der Götter werfen, aber die großen Dichter in Frieden lassen!«

Im Gegensatz zu diesen Verfechtern der Normalität Whitmans um jeden Preis trat in der Nummer vom 16. Juni 1913, Seite 893-895 der Amerikaner Harrison Reaves auf, der nicht nur die Homosexualität Whitmans als zweifellose Tatsache betont, sondern eine ganze Anzahl von neuen, teilweise bisher selbst Bertz, dem besten Whitman-Kenner, verborgen gebliebenen Momenten für Whitmans Jünglingsliebe anführt. Er sagt:

»Ich halte es für gewiß, daß sich Herr Merrill im Irrtum befindet und daß der Zeuge von Herrn Apollinaire in seinem Bericht das Wahre trifft, obgleich ich keine direkten Beweise liefern kann, da ich Whitman nicht kannte und seinem Leichenbegängnis nicht beigewohnt habe.

Ein früherer Verleger aus Philadelphia, ein alter inzwischen verstorbener Herr, der Whitman intim jahrelang kannte, hat mir oft ausführlich über das

Leichenbegängnis berichtet, bei dem er einen Zipfel des Leichentuches hielt. Seine Erzählung bestätigt genau und in allen Einzelheiten diejenige des Zeugen von Herrn Apollinaire, mit der Ausnahme, daß er noch viel mehr hätte sagen können. Drei oder vier beim Begräbnis anwesende Personen haben in meiner Gegenwart dieselben Tatsachen wiederholt. Tatsächlich habe ich direkt oder indirekt wenigstens zwanzigmal Berichte über diese Zeremonie gehört; alle stützen den Informator des Herrn Apollinaire und widersprechen Herrn Merrill.

Was die sexuellen Neigungen Whitmans anbelangt, so kennt man natürlich keine Handlungen, die beweisen, daß er als Homosexueller sich betätigte. Männer der Wissenschaft, die in dieser Materie bewandert und denen die Werke Whitmans geläufig sind, meinen, soweit ich dies durch ziemlich eingehende Studien haben feststellen können, daß Whitman offenbar homosexuell gewesen ist. Dieser alte Verleger, von dem ich sprach, hat mir erzählt, daß jeder, der Whitman ein wenig kannte, es für gewiß hielt, daß er diese Neigungen hatte und daß in vorurteilslosen Gesprächen mit intimen Freunden der Dichter sich gar nicht bemühte, seine Neigung für die schönen Jünglinge zu verbergen. Dieser Mann war es, der Oscar Wilde Whitman in seiner Wohnung zu Camden vorstellte, und er erzählt, daß nach den ersten Liebenswürdigkeiten und Umarmungen, nach den Benennungen mit »Oscar« und »Walt« beide von nichts sprachen als von hübschen Buben, davon, wie fad die weibliche Liebe sei und von dem, was die anderen Dichter, namentlich Swinburne, über homosexuellen Neigungen gesagt hatten.

Dieser treffliche Greis hatte sogar sehr unter seiner Intimität mit Whitman und Wilde zu leiden, insbesondere seitens seiner Frau, der der Charakter dieser Dichter unverständlich war, und auch seitens seiner Kongregation, in der erzürnte Mitglieder einmal im Begriffe standen, ihn aus der Religionsgemeinschaft ausstoßen zu lassen wegen »Verbindung mit notorischen Homosexuellen«.

Es erhellt deutlich aus den von diesem Manne gelieferten Beweisen und den aus sehr verschiedenen Quellen geschöpften Zeugnissen, daß Walt Whitman allgemein als Homosexueller galt und daß er sich niemals im geringsten um diesen Ruf kümmerte.

Eines Tages, als ich einen Spaziergang von Huntington (Long Island) bis zum Geburtsort von Whitman machte, hatte ich Gelegenheit, des längeren mit einem Dutzend oder mehr Eingeborenen dieses Landes zu reden, die den Dichter vor und nach seinem Berühmtwerden lange Zeit hindurch gekannt hatten. Im Laufe des Gesprächs erzählten einige der ältesten dieser Landleute sehr viel von den »Singularitäten« von Walt gegenüber den Buben und von seiner »speziellen Moral«, obgleich keiner dieser braven Leute, so seltsam dies auch dünken mag, ihn

deswegen für abscheulich zu halten schien, wie sie es wahrscheinlich getan hätten gegenüber jedem anderen Manne mit denselben Neigungen.

Ich habe immer die Erklärung gehört, daß die Weigerung des Präsidenten Karl Eliot, Whitman einen Vortrag in der Harvard-Universität zu gestatten, auf den Ruf des Dichters als homosexuell gegründet worden war. Wenigstens erklärten die Studenten so das Verbot. Es gab sicherlich niemals einen Skandal in den Vereinigten Staaten, sei es wegen Whitmans sexuellem Charakter, sei es wegen seinem Leichenbegängnis. Das kommt daher, wie ich glaube, weil Whitman in Amerika praktisch unbekannt ist. Unter den Leuten, die einen Skandal dieser Art provozieren können, gibt es nicht einen auf Tausend, der je von ihm hat sprechen hören.

Im Harvard College habe ich mehrere Professoren der englischen Literatur und einen der amerikanischen nach ihrer Meinung über Whitman gefragt und gefunden, daß sie fast völlig unkundig seiner Werke und ganz unkundig seines Naturells waren, indem jedes Urteil über ihn ganz außer Frage stand. Es ist ziemlich seltsam, daß die Homosexuellen, wenigstens die amerikanischen, nicht Whitman als einen der ihrigen in Anspruch nehmen oder sich damit brüsten. Ich sehe, daß es sich nicht so mit den Engländern verhält, und es ist ebenso seltsam, daß die Amerikaner, die den Gedanken der Homosexualität nicht vertragen können, sei es bei den Individuen, sei es in der Theorie, im allgemeinen kein Vorurteil gegen Whitman haben, selbst wenn sie ihn betrachten »als auch einen dieser invertierten Dichter«. Es scheint, daß Whitman allen, denen er auffallen konnte, als ein so sehr den Invertierten Überlegener, als ein so sehr seinen Gewohnheiten oder erblichen Tendenzen überlegener Mann aufgefallen ist, daß seine Laster gleichsam mit Stolz hingenommen wurden als ein akzessorisches Zeichen von Genialität, ganz genau wie es die Engländer machen, die mit Stolz das »abwegige Betragen ihrer Herrscher wie eine Marke der Überlegenheit über die allgemeine Dezenz und die Banalität des Lebens der Einwohner Großbritanniens hinnehmen. Daher war das Leichenbegängnis Whitmans entsprechend seinem Charakter und die Zeremonie war so wie sie sich geziemte in den Augen der geringen Anzahl seiner Mitbürger, die sich für ihn interessierten.

Ich vermute, daß Herr Merrill nicht sehr vertraut ist mit den Vereinigten Staaten. Diese Nation ist alles, was man vermutet, daß sie es nicht ist, und sie ist nichts von dem, was man vermutet, daß sie sei, was leicht täuscht. Ich kann jedoch versichern, daß die Amerikaner, die im allgemeinen keine andere Idee von Whitman haben, als daß er ein großer Mann und daneben homosexuell war, ebenso ehrlich gegen ihn sind und ebenso eifersüchtig auf seine Ehre, wie es Herr Merrill selbst sein kann.«

Anknüpfend an den Brief von Merrill im »Mercure de France« vom 16. April wird in den »Archives

d'anthropologie criminelle usw.« von Lacassagne vom Juni 1913, Seite 448-449 von M.A.R. (sicherlich der bekannte Forscher über Homosexualität Marc-André Raffalovich) unter Besprechung des gerade erschienenen Buches von W.C. Rivers »Walt Whitman's Anomaly« geschrieben:

Man könne Ausführungen wie die von Merrill als »sentimentalisme récalcitrant« (als widerspenstige oder nicht zu belehrende Sentimentalität) bezeichnen. Dagegen sei das Buch von Rivers ein verständiger und ernster Nachweis der Inversion von Whitman. Diese Inversion zeige sich in seinen Schriften in hellstem Lichte, er habe sie durch seine Neigungen offen an den Tag gelegt und doch wieder aus Scham und Klugheit verhüllt, wenn ein indiskreter Uranier ihm mit Fragen naherückte oder wenn die Verleumdung ihm auf den Fersen war. »Und dann, wer weiß?« fährt M.A.R. fort, »die homosexuelle Liebe hat Abstufungen, und Whitman ist vielleicht bei der nach Plato ehrbaren platonischen Liebe stehengeblieben: Liebkosungen, Küsse auf den Mund, Zusammenschlafen zu zweien, nackte Berührungen, sinnlich sexuelle Befriedigung ohne verpönte Akte: fellatio, irrumatio, pedicatio... Man braucht ihn nur ohne vorgefaßte Meinung zu lesen, um die physische Basis seiner »Kameradschaften« zu begreifen. Dr. Rivers wird ein aufgeklärter Führer sein für die Ärzte und Juristen, die allein - nach den Angaben auf dem Umschlag - das Recht haben, das Buch zu kaufen.

Wenn man eines Tages in Whitmans Leben Beweise einer schwereren, technischeren, weniger unbewußten Immoralität entdecken würde, so wäre die These des Dr. Rivers dadurch nicht erschüttert; und der Moral, glaube ich, hätte Whitman durch seine zögernden Angaben eine Ehre erwiesen, ohne es zu wollen, ja ohne es zu wissen, indem er vielleicht nur glaubte sich zu schützen gegen die Dummheit, das Vorurteil oder die Heuchelei.«

Trotz der für die Homosexualität Whitmans überzeugenden Darlegung von Rivers wäre die Polemik über die Frage unvollständig gewesen, wenn nicht der hervorragendste deutsche Whitman-Forscher B e r t z das Wort ergriffen hätte.

Dies geschah im »Mercure de France« unter dem 1. Juli 1913, Seite 204-210. Bertz erklärt zunächst den Grund der heftigen Angriffe gegen den Bericht von Apollinaire. Diese Entrüstung nehme ihre Wurzel aus dem seltsamen religiösen Kult der Whitman-Gemeinde, die in dem Dichter eine Art von neuem Messias erblicke.

»Diese Vergöttlichung eines Dichters«, führt Bertz aus, »der sich selbst wie den Verkünder einer neuen Religion betrachtete, ist das Produkt des amerikanischen Charakters; denn Amerika ist der fruchtbarste Boden für alle abergläubischen Übertreibungen des religiösen Gefühls geblieben. Diese Überspantheit finden wir zum Teil hinsichtlich Whitmans Homosexualität. Eine ganze Anzahl von pri-

mitiven Völkern halten die Homosexuellen, deren Natur ihnen geheimnisvoll erscheint, für übernatürliche Wesen, und es ist zu vermuten, daß dieser mystische Aberglaube noch nicht in der amerikanischen Volksseele erloschen ist.«

Was den Charakter der Leichenfeier anbelangt, so bemerkt Bertz, daß Merrill sich zu Unrecht auf das Buch von Bazalgette berufe, um den Zeugen von Apollinaire zu widerlegen. Denn gerade Bazalgette spräche davon, daß das Leichenbegängnis von Whitman einer Art Kirmes geglichen habe.

In dem Bericht von Apollinaire seien allerdings einige Unrichtigkeiten vorhanden, so wenn von den Mätressen und den Kindern Whitmans die Rede sei. »Tatsächlich«, sagt Bertz, »hat Whitman keine Mätressen gehabt und nach dem Zeugnis seines Bruders hat ihm die Neigung für das Weib völlig gefehlt. Und wo das Weib fehlt, kann es keine Kinder geben. Es ist Whitman selbst, der die Fabel seiner sechs Kinder erfunden hat, in der Meinung, auf diese Weise die Beschuldigung der Homosexualität zunichte zu machen. Das ist ihm nicht gelungen.

Aber wenn Herr Apollinaire schreibt, daß die Pädern in Menge herbeigeeilt sind, sagt er eine durchaus glaubwürdige Sache. Herr Merrill gibt selbst zu, daß »alle unsere aufgeregten Homunculi von Berlin, Paris, London ihn als einen der ihrigen in Anspruch genommen haben«. Es ist ohne Zweifel, daß die Homosexuellen von Camden, von Philadelphia und von New York das gleiche getan haben, und eine große Anzahl von ihnen sind sicherlich bei seiner Beerdigung anwesend gewesen.

Weiter erzählt der Zeuge von Herrn Apollinaire, daß der meist Umstandene ein wegen seiner Schönheit berühmter junger Mann von 20-22 Jahren war, der Trambahnschaffner, den Whitman zu Washington geliebt hatte. Herr Merrill hat recht, wenn er sagt, daß der junge irländische Freund viel zu alt gewesen sei beim Tod Whitmans: er konnte zu dieser Zeit ungefähr 45 Jahre gehabt haben. Aber dieser Freund aus Washington hieß nicht Cornelly, wie Herr Merrill glaubt, sondern Doyle. Es ist daher gar nicht unmöglich, daß da eine Verwechslung von Personen bestehe und daß zugleich mit Doyle, dem älteren Manne, ein junger Mann namens Cornelly dagewesen sei. Denn Whitman hat eine große Anzahl junger Männer geliebt.«

Was die Neigung Whitmans für die Philopädie anbelange, so habe der Zeuge von Herrn Apollinaire die absolute Wahrheit gesagt und Herr Merrill sei im Irrtum, wenn er schreibt: »Herr Bazalgette habe alle gegen seinen Helden erhobenen Beschuldigungen gesammelt, untersucht und widerlegt.« In Wahrheit habe Herr Bazalgette nicht einmal zu widerlegen versucht. Er sagt: »Neue Diskussionen über dieses Kapitel scheinen uns völlig überflüssig.« Bazalgette glaube, daß Johannes Schlaf die Schrift von Bertz »Walt Whitman, ein Charakterbild« widerlegt habe.

Bazalgette sei schlecht unterrichtet und überhaupt unkundig von allem, was in deutscher Sprache über Whitman geschrieben worden sei, so kenne er auch nicht die Abfertigung von Schlaf durch Bertz' Entgegnung. Schlaf habe später in einem Brief an Bertz selbst zugegeben, daß Whitman ein »edler Uranier« gewesen sei.

Dr. Lessing, Professor an der Universität von Illinois, ein warmer Anhänger des Standpunktes von Bertz, habe Bazalgette nach Veröffentlichung seines Buches überzeugen wollen, aber vergeblich.

»Die Antwort«, fährt Bertz fort, »endigt mit den Worten: ›Whitman eludes all criticism«, ebenso wie er in seinem Buche schrieb: ›In seinem Werk wie in seinem Leben bieten sich seltsame und neue Dinge, die lange ungeklärt bleiben werden.« Es ist dies, wie man sieht, ein Glaubensbekenntnis, nicht eine Widerlegung. Und in der Tat, im Fall Whitman befinden sich zwei Parteien in Widerstreit: die des Glaubens und die der Wissenschaft. Die Herren Merrill und Casseres vertreten die erstere, ich die letztere. Aber wenn der Glaube und die Wissenschaft in Konflikt treten, ist die von der andern angegriffene immer die Wissenschaft, die schließlich triumphiert. Und siegreich wird sie auch sein in dieser Sache Whitman, es ist sogar schon geschehen.

›Der Streit wegen Whitman entscheidet sich wenigstens in Deutschland zugunsten der von Bertz vertretenen kritischen Meinung«, schreibt Walter Schoene.

Es ist mehr als dreißig Jahre her, daß ich mich mit den Werken Whitmans vertraut gemacht habe, und ich habe mich sogar in brieflichem Verkehr mit ihm befunden. Ich war zuerst sein enthusiastischer Bewunderer; ich vermutete keineswegs seine Homosexualität. Vom Tag an, wo sie mir klarer wurde, fing ich an, die Frage zu studieren - und das dauerte mehr als zehn Jahre - und ich hielt daran, eine völlige Kenntnis der biographischen und kritischen Literatur über diesen Gegenstand zu besitzen, bevor ich ein Wort darüber schrieb. Endlich brach ich mein Schweigen, da ich zur Überzeugung gelangt war, daß der Gesichtspunkt von der homosexuellen Empfindungsweise Whitmans den einzigen und sicheren Schlüssel bot zum Verständnis seiner Persönlichkeit, seines Werkes und seines Evangeliums. Wer diese Homosexualität leugnet, kann ihn nur fragmentarisch verstehen und muß sich mit der Resignation von J. Bazalgette begnügen. Daher haben die ersten wissenschaftlichen und kritischen Autoritäten meine Ergebnisse geschätzt und bestätigt.«

Unter diesen führt Bertz des näheren an: Paul Näcke, Dr. Lessing, Walter Schoene und den Engländer Dr. W. L. Rivers, der in seiner 1913 erschienenen Schrift »Walt Whitman's Anomaly« in gewissen Punkten noch zu weitergehenden Schlüssen als die von Bertz gelangt sei und der von dem von so vielen Ignoranten für das vollendetste Beispiel der Männlichkeit gehaltene Whitman schreibt, er sei in

allen Dingen mit Ausnahme der Körperform ein Weib gewesen. Es sei nicht bloß die Gedichtserie »Calamus«, die, wie Merrill glaube, zur Annahme der Homosexualität Whitmans führe; noch viele andere Gedichte, seine Werke in Prosa, sein Privatleben und die vertraulichen Mitteilungen derjenigen, die ihn gekannt, gäben uns die Beweise zur Hand. Das Gedicht »Hours continuing long, sore and heavy-hearted« allein schon würde, wenn man auch nichts weiter von Whitman besäße, seine homosexuelle Empfindungsweise dartun.

»Man sieht darin ausgedrückt«, sagt Bertz unter Abdruck des Gedichts, »seine deutliche Wahrnehmung, von den anderen Menschen verschieden zu sein, abnorm zu fühlen; und er schämt sich, so zu sein, obgleich er nichts dafür kann, weil seine Natur eine solche ist. Kein Kunststück der Interpretation wird den wahrhaft homosexuellen Charakter dieser leidenschaftlichen Verzweiflung vertuschen können. Aber Herr Merrill irrt, wenn er glaubt, daß die Feststellung der Homosexualität einer Beschuldigung gleichkomme. Die Homosexualität ist eine unglückliche Veranlagung, sie ist kein Verbrechen. Und Herr Casseres irrt noch mehr, wenn er meint, der Beweis der Homosexualität eines noch so großen Dichters bedeute, sein Bild mit Kot zu bewerfen. Vor den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung lassen sich derartige Vorurteile nicht halten.

Man kann sicherlich darüber streiten, wie weit das Recht geht, den Schleier zu lüften, der die sexuellen Geheimnisse einer Existenz verhüllt. Meiner Ansicht nach ist die Sexualität einer Privatperson ihr Eigentum, und es ist niemandem erlaubt, sich darum zu kümmern, so lange nicht das Recht des Nächsten berührt wird. Aber die Frage ist eine ganz andere, wenn es sich um Whitman handelt, und ich habe das folgendermaßen in meinem »Charakterbild« ausgedrückt: ›Das Recht der wissenschaftlichen Kritik, das sexuelle Leben eines berühmten Individuums unter die Lupe zu nehmen, ist unzweifelhaft, wenn dies Individuum seine abnorme Empfindungsweise für normal erklärt und daraus ein Evangelium, ja sogar eine Religion herleitet. Das ist der Fall mit Whitman. Dann fordert das öffentliche Interesse, daß man nachforsche, inwieweit seine Forderungen normal und gesund oder anormal und pathologisch sein, weil Gefahr im Verzuge ist, wenn die ungesunden Gedanken als gesund und zur Wiedergeburt führend verkündet werden.« Auf alle Fälle ist die Kenntnis der Homosexualität Whitmans nicht eine von einigen Psychopathen aufgebrachte Einbildung, sondern eine nicht zu beseitigende Errungenschaft der internationalen Wissenschaft, und Frankreich, das stets die Wahrheit geliebt hat, wird nicht ohne Interesse dafür sein wollen und sein können.«

Auf den ausführlichen Brief von Bertz griff nun auch der von Merrill als Autorität gepriesene und von Bertz als einseitiger, mehr als Schwärmer und

nicht als objektiver Beurteiler gekennzeichnete Bazalgette in den Streit ein.

In seiner Antwort im »Mercure« vom 1. September 1913, Seite 221-222 rechtfertigt Bazalgette insofern durchaus die über ihn geäußerte Ansicht von Bertz, als er sich gar nicht auf eine logische Erörterung der Homosexualität Whitmans einläßt, sondern einfach Bertz' Gelehrsamkeit, Gründlichkeit und Sachlichkeit lächerlich zu machen sucht. Er verspottet Bertz als »von Professoren flankierten Forscher«, er spöttelt, Bertz lobe nur seine eigenen Schriften, er möge, wie er zehn Jahre Whitmans Werke studiert habe, zehn weitere Jahre Whitmans Werke ergründen:

»Was bedeuten für einen Mann wie Sie ein Dichter wie ich? Also lassen Sie meine Werke beiseite... Niemals werden Sie sie verstehen.«

»Wenn Herr Bertz«, ironisiert Bazalgette weiter, »diese Worte oftmals hin und her gedreht hat, wird er vielleicht dazu gelangen zu entdecken, daß das Verständnis der Dichter — hinsichtlich ihres Lebens wie ihrer Werke — nicht speziell »den hervorragenden Gelehrten« zuteil wird. Der Verfasser der »Grashalme« erklärte, er würde eher verstanden werden von »den Strolchen und den Kindern«. Inzwischen möge Herr Bertz, seine Gelehrsamkeit vergessend, uns gestatten, uns nicht allzusehr durch seine felsenfeste Gewißheit in dieser »Sache Whitman« erschüttern zu lassen, denn das Schauspiel, das er uns bietet, indem er das »öffentliche Interesse« anruft, indem er an die internationale Wissenschaft appelliert und an »Frankreich, das immer die Wahrheit geliebt hat«, gibt mehr Anlaß zur Heiterkeit als zur Entrüstung. Der good gray war der erste zu lachen über diese auf seinem Weg ihm begegnenden Monomanen, die behaupteten, »den einzigen und sicheren Schlüssel« zum Verständnis eines Kunstwerks zu besitzen, und seine »Grashalme« werden noch manche andere in gleicher Weise verlocken. Stellen wir mit guter Laune fest, daß diese und sein Andenken sich nicht schlecht dabei befinden.«

Auf diese unfeine, die eigene Hilflosigkeit und den Ärger nur schlecht verhüllende Erwiderung kommt im Heft von 1. Oktober, Seite 654-655, eine Entgegnung von Bertz, in welcher er gebührend die direkt gegen seine Person gerichteten Angriffe von Bazalgette zurückweist.

Er betont, er sei gezwungen worden, sich deshalb auf die seine Ansicht von Whitmans Homosexualität billigenden Gelehrten zu berufen und die Irrtümer Bazalgettes aufzudecken, weil Bazalgette falsche Angaben über den Streit mit Schlaf gemacht und ihn so der Verachtung des französischen Publikums preisgegeben habe. Es sei begreiflich, daß Bazalgette mit Unbehagen seine Stellung als Whitman-Autorität in Frankreich erschüttert sehe. Aber indem er verächtlich von der Wissenschaft und ihren Vertretern spräche, könne er seine Stellung nicht stärken. Für jeden unparteiischen Denker beweise er

nur, daß der religiöse Fanatismus für Whitman reaktionär sei und sich dem Fortschritt der Kultur entgegenstemme.

»Mit welchem Recht«, fährt Bertz fort, »kritisiert Herr Bazalgette meine These, obgleich er keine meiner Schriften kennt, aus dem einfachen Grund, weil jeder deutsch geschriebene Band ihm unzugänglich ist. Aber Herr Bazalgette ist nicht der Mann, der Wert auf Argumente legt: man muß gegen ihn mit größeren Geschützen vorgehen. Zwar glaubt er die sehr wichtigen Mitteilungen von Reeves im Mercure vom 16. Juli ignorieren zu dürfen, vielleicht weil Herr Reeves noch meint, »daß man keine Handlungen kennt, welche beweisen, daß Whitman ein sich betätigender Homosexueller war«. Aber wenn doch solche Handlungen bekannt wären? Gewiß, Whitman hat glücklicher als sein Kollege Oscar Wilde nicht mit den Gerichten zu tun gehabt; diejenigen, welche »wußten«, d.h. die »Mittä-ter« Whitmans, haben sich natürlich gehütet, ein öffentliches Zeugnis abzugeben, das ihre eigene Schande aufgedeckt hätte. Aber es gibt vertrauliche Geständnisse von Männern, die völlig glaubwürdig sind und noch leben, die in ihrer Jugend in homosexuellen Beziehungen zu ihm gestanden haben.

Insbesondere wohnt noch in Chicago ein geachteter Rechtsanwalt, der, als er 14 Jahre alt war, ein Opfer der Leidenschaft Whitmans wurde und zwar auf eine abstoßende Art, die ich nicht sagen kann: Das Geständnis wurde einem berühmten amerikanischen Dichter, einem meiner Freunde, gemacht.

Es gibt noch manche andere. Wie Herr Bazalgette es sagt: »Die Strolche und die kleinen Kinder kannten den good-gray«, aber was sie von ihm kannten, geschah nicht durch eine mystische Intuition, sondern durch physische Erfahrung. So habe sich denn auch die französische Wissenschaft nicht irre machen lassen durch die phantastischen Theorien von Herrn Bazalgette, wie der Artikel in den »Archives« vom 15. Juni beweise, wo der Protest von Merrill, auf den Herr Bazalgette sich beziehe, als »sentimentalisme récalcitrant« bezeichnet werde.

»Und so kommt es«, schließt Bertz, »daß der Zeuge von Herrn Apollinaire fortfährt, recht zu behalten.« Bazalgettes Ärger steigert sich jetzt zur Wut, er wird noch persönlicher gegen Bertz und beschimpft ihn einfach in seinem Brief an den Direktor Vallette im Heft vom 15. Oktober, Seite 877, der lautet: »Lieber Vallette! Herr Bertz ist ohne Mitleid. Obgleich ich mich gehütet habe, seine »Argumente« zu diskutieren, bin ich jetzt Ihnen gegenüber verantwortlich für den neuen Brief, den er Ihnen auferlegt, immer im Namen der »Wissenschaft und seiner Vertreter«. Herr Bertz, Doktor der Homosexualität, hat nicht den Sinn für das Lächerliche. Zweifellos wundert er sich, daß man dieses Sinnes weniger bar ist als er. Jedenfalls, was er Ihnen auch in Zukunft schreibt — möge er nun fortfahren oder aufhören sein kleines Szenario zu entwickeln: Walt Whitman

oder Der Homosexuelle wider Willen — so verspreche ich Ihnen, nicht mehr darauf zu antworten, selbst um meine »erschütterte Stellung« (?) zu verteidigen. Ich bin entschlossen, ihn in Ruhe, ihn »recht haben« zu lassen; sonst würde man schließlich glauben, daß ich ihn ernst nehme.«

Die gebührende Antwort auf die geradezu unverschämten Worte blieb nicht aus: Im Heft vom 1. November, Seite 219 läßt Bertz seinem Gegner folgende Abfuhr zuteil werden: »Herr Bazalgette ist ein recht bedauernswerter Mann. Den Argumenten kann er nur die Beleidigung, den Erörterungen nur das Hohngelächter entgegenhalten. Er muß sich also in sehr schlechter Lage befinden, um gezwungen zu sein, die höfliche Polemik durch die Beschimpfung zu ersetzen. In der Tat, geschrieben zu haben: »Vielleicht könnte derjenige, der die wahre Natur der Neigung, die den Apostel von Galiläa mit seinem Jünger Johannes verband, definieren würde, das Liebesmysterium aufklären, das sich in den zarten Kameradschaften des guten Dichters mit den grauen Haaren verbirgt.« Das geschrieben zu haben und dieses Liebesmysterium endgültig aufgeklärt zu finden auf eine Weise, die Herr Bazalgette nicht erwartete, dies ist hart. Wie sollte man dann nicht eine überlegene Maske aufsetzen, unter der sich schlecht (oh wie schlecht!) der Ärger verbirgt, lächerlich gewesen zu sein, indem man den homosexuellen Whitman mit Jesus Christus verglich? Wahrlich, Herr Bazalgette ist ein recht bedauernswerter Mann.«

Der letzte Hieb von Bertz scheint gesessen zu haben, denn jetzt sahen die blinden Whitman-Schwärmer ein, daß diejenigen, welche des Dichters Homosexualität festgestellt haben, allzu leichtes Spiel hatten gegenüber der unsachlichen, ausweichenden, wertlosen, gehässigen und ins Persönliche ausartenden Art der Polemik. Deshalb eilt nun Merrill wieder Bazalgette zu Hilfe, und zwar wird ihm der Raum für einen selbständigen Aufsatz im Haupttext des »Mercur« vom 16. Dezember 1913 (nicht wie für den bisherigen Streit im Sprechsaal) gewährt, dessen Titel lautet: »La question Walt Whitman«, Seite 329-336.

Jetzt versucht auch Merrill streng logisch zu argumentieren und kündigt an, daß er endgültig Reeves und Bertz widerlegen wolle. Er verwahrt sich gegen den in den »Archives« ihm gemachten Vorwurf eines »widerspenstigen Sentimentalismus«, verlangt aber unwiderlegliche Beweise der behaupteten Päderastie. Reeves und Bertz sollten so viel Unparteilichkeit zeigen wie er, Merrill; der eine spräche von Schande, der andere von Abscheulichkeit. Er, Merrill, habe genug medizinische Spezialschriften gelesen, um in den sexuellen Anomalien weder Abscheulichkeit noch Schande zu erblicken. Er protestiere jedoch gegen die Beschuldigung der Päderastie Whitmans, weil sie infamierend sei und diese

Handlung fast überall mit Gefängnisstrafe, in Schottland sogar mit der Todesstrafe, bedroht sei.

Whitman als Päderasten hinstellen, hieße seine ganzen Lehren entkräften, ihn der Verachtung preisgeben, einen der edelsten Menschen des 19. Jahrhunderts in den Kot ziehen. Wäre es auf alle Fälle nicht besser gewesen zu schweigen?

Die Auffassung von dem wenig würdigen Charakter des Leichenbegängnisses, an dem Reeves festhalte, sei durch die Zeitungen der Zeit widerlegt. Reeves selber gebe ja zu, daß weder hinsichtlich der Leichenfeier noch der Sexualität Whitmans jemals ein Skandal entstanden sei, und das in einem so pruden Land wie Amerika.

Als einzige Ursache dieser Toleranz der Amerikaner gegen den angeblich anrühigen Dichter führe Reeves den staunenswerten Grund an, Whitman sei praktisch in Amerika unbekannt gewesen. Das sei aber bei dem von den größten Geistern Amerikas als Genie gepriesenen Whitman nicht der Fall gewesen.

Die Enthüllungen des alten Verlegers stellten sich als wertlos dar. Daß Whitman und Wilde sich mit ihren Vornamen anredeten, sei nicht auffällig, man habe sie stets nur Walt und Oscar genannt. Das Gespräch zwischen beiden, angeblich über hübsche Buben und Saftlosigkeit der weiblichen Liebe habe von dem Verleger eine willkürliche zweideutige Auslegung erhalten. Als Wilde Amerika bereiste, habe man ihn noch gar nicht sexueller Anomalie, die sich bei ihm wohl erst später entwickelte, beschuldigt. Damals habe man ihn viel wegen eines Verhältnisses mit einer schönen englischen Schauspielerin geneckt. Gilbert und Sullivan hätten ihn damals in der Operette »Patience« bespöttelt, ohne von nah oder fern auf antiphysische Neigungen anzuspielen.

Whitman sei damals ein ehrwürdiger, seit Jahren gelähmter Greis gewesen. Eine spaßhafte Unterredung zwischen beiden Männern über den Reiz junger Buben erscheine als Ding der Unmöglichkeit zwischen Männern von so verschiedenem Charakter, von denen der eine der raffinierteste Aristokrat, der andere der fanatischste Demokrat gewesen sei.

Er, Merrill, habe einen Verleger gekannt, der infolge des Ansturmes der Moralisten die Ausgabe der »Grashalme« wieder habe beseitigen müssen. Niemals hätte dieser Verleger noch dessen späterer Gesellschafter — Merrills Freund — irgendwelches, das Andenken Whitmans verletzende Worte gesprochen.

Die angeblichen Erzählungen der Bauern von Huntigton, auf die Reeves sich beriefe, bewiesen nichts. Reeves gebe ja selber zu, man habe dort Whitman gar nicht als abscheulich beurteilt, also habe sich auch nichts Abscheuliches zugetragen. Wäre Grund zum geringsten Skandal gewesen, so hätten die dortigen sehr strengen Puritaner nicht die geringste Schamverletzung geduldet. Aber Whitman habe den

Leuten keinen Grund gegeben, sich gegen ihn zu erzürnen.

Die Interpretation, welche einige Studenten dem Verbot des Präsidenten Eliot, eine Vortrag an der Harvard Universität zu halten, gegeben hätten, sei belanglos. Auffällig wäre es gewesen, wenn der Präsident dem Verherrlicher der physischen Liebe einen Vortrag auf der ehrwürdigen Universität Harvard erlaubt hätte.

Mit spöttischen Sätzen über das von Bertz aufgefahrene »schwere Geschütz« und unter Verdrehung seiner Argumentation wendet sich Merrill gegen ihn, indem er fragt, ob denn Whitman Päderast sein müsse, damit die Kultur fortschreite.

Der einzige vorgebrachte angebliche Beweis für Whitmans Päderastie sei kläglich. »Seltsame Kreise«, meint Merrill, »in denen ein geachteter Rechtsanwalt sich nicht zurückhält, sein kleines Mißgeschick unter dem Siegel der Verschwiegenheit einem berühmten amerikanischen Dichter zu erzählen, der nichts Eiligeres zu tun hat, als Herrn Bertz davon zu benachrichtigen, der es seinerseits urbi et orbi durch Vermittlung des »Mercure« verbreitet. Die geachteten Advokaten werden sich wohl in Zukunft mit Mißtrauen in ihren Wandelhallen ansprechen.«

Es blieben also als »Zeugen« übrig:

Der anonyme Zeuge von Apollinaire, der anonyme Verleger von Reeves, die anonymen Bauern von Huntington, die anonymen Studenten von Harvard, ein anonym Dichter, der die Geheimnisse eines anonymen Anwalts empfangen habe. Der Prozeß sei entschieden, wenn nicht einer der Ankläger die Maske fallen lasse. Warum könnten denn nicht die Namen genannt werden? Welche Vorsicht, um einen Mann so viele Jahre nach seinem Tode zu entehren.

Was die Auslegung gewisser Werke Whitmans anbelangt, so gebe es Stellen im »Calamus«, die bei

der ersten Lektüre sehr zweideutig schienen. Aber trotz der leidenschaftlichen Ausdrücke könne man darin kein antiphysisches Gedicht sehen, denn am Ende fordere Whitman seine Freunde auf, mit ihm die ideale große Republik der vereinigten Staaten zu gründen; das wäre ein seltsamer Schluß für ein Gedicht, in welchem die Monomanen einen Aufruf zur Päderastie erblickten.

Das Gedicht, von welchem Bertz ein Fragment zitierte, habe er — anscheinend, um es besser den Nachforschungen zu entziehen —, einer der seltensten Ausgaben der »Grashalme« entnommen. Er, Merrill, besitze aber diese Ausgabe und könne versichern, daß das ganze Gedicht so unschuldig sei wie das zitierte Fragment. Ein verdorbener Geist könne natürlich darin finden, was er suche. Er, Merrill, der nun einmal einer dieser Reaktionäre sei, die den Fortschritt der Kultur verhinderten, habe in diesem Gedicht nur eine leidenschaftliche Klage über den Verlust eines Freundes gesehen. Er sei der letzte, der die Evidenz einer Tatsache wegleugne, er sei aber der erste, gegen anonyme Verleumdungen zu protestieren, die die Ehre eines Dichters angriffen. »Ihr habt«, schließt Merrill, »versucht, Edgar Poe zu entehren, wir werden gegen euch Walt Whitman verteidigen. Herr Bazalgette hat unrecht, mit Verachtung Beschuldigungen zu behandeln, von denen, so unsinnig sie auch sein mögen, etwas übrig bleiben wird. Dem obszönen Bild von Whitman, das man uns aufdrängen will, werde ich, bis man mir unwiderleglich bewiesen hat, daß ich unrecht habe, dasjenige des »Wunderheilers« entgegenhalten, der aus der Tiefe der verpesteten Ambulanzen so göttlich rührende Briefe den Müttern und Bräuten der während des Sezessionskrieges verwundeten Soldaten schrieb.« — Der Aufsatz von Merrill zwingt jetzt auch Apollinaire zum Wort. In der Nummer vom 16. Dezember 1913 läßt er sich wie folgt aus:

Guillaume Apollinaire: À propos de Walt Whitman

Mein kleiner Artikel hinsichtlich Walt Whitmans hat eine Aufregung verursacht, die ich nicht erwartet hatte. Ich habe die Einzelheiten des Leichenbegängnisses wiedergegeben, so wie sie mir in Gegenwart eines jungen talentvollen Dichters, Herrn Blaise Cendrars, erzählt wurde. Ich habe nichts beigefügt und nichts weggelassen. Ich glaubte, daß es sich um unbestrittenermaßen in Amerika bekannte Tatsachen handelte. Wenn man sie nun bestreitet, so bedauere ich lebhaft, sie in die Diskussion gestellt zu haben. Da ich einen Namen nicht ausliefern kann, den preiszugeben mir nicht zusteht, so bitte ich, daß man die Anekdote, die ich erzählt habe,

streiche. Deshalb nehme man diese Zeilen nicht für eine Antwort an Herrn Merrill.

Nichtsdestoweniger scheint es mir, daß Herr Merrill in seiner endgültigen Widerlegung seltsame Vermengungen begeht. So verwechselt er die Unisexualität mit dem schmutzigsten Laster, während sie nichts weniger als das ist.

Eine große Anzahl der Uranier, die ich kannte, waren keusche Leute und beschränkten ihre Freuden auf die der Freundschaft.

Andererseits scheint es, als ob der Sinn, wenn nicht der Wortlaut des Artikels von Herrn Merrill glauben machen wollte, daß die Unisexualität eine Aus-

nahme sei. Dem ist aber nicht so, auch nicht in Amerika.

Ich habe seit einigen Jahren eine große Anzahl Amerikaner, Männer und Frauen, getroffen, und ich schwöre, daß selbst diejenigen, die ganz das Gegenteil eines Uraniers waren, durch den Gedanken der Unisexualität beherrscht waren. Es war davon die Rede in allen ihren Äußerungen. Sie behaupteten, sie sei sehr verbreitet in den Vereinigten Staaten, und einer von ihnen erzählte mir zum Beweis die folgende Anekdote: Ein zum Vergnügen nach New York gekommener Provinzler geht ins Theater. Am Eingang weist ihm eine effeminierte Person mit einer Fistelstimme den Weg ins Innere an. Ihr zweideutiges Getue veranlaßt den skandalisierten Provinzler, sich beim Direktor zu beschweren, der ihn mit ebensolchen seltsamen Manieren empfängt. Unser Mann entschließt sich daraufhin verwundert, in den Saal einzutreten, wo die Aufseher ihn mit nicht weniger gezierten Gesten an seinen Platz führen. Der wütende Provinzler verläßt das Theater und ruft eine Schutzmann. Dieser antwortet auf die gleiche Weise und in dem Ton, den die Unisexuellen anzunehmen belieben. Die Geschichte geht so weiter und unter ihrer Übertreibung wird man leicht die Wahrheit erraten. Die Unisexualität ist mindestens nicht seltener in Amerika als in Europa, wo sie sehr häufig ist.

Herr Stuart Merrill, der auf drei Anonyme die Zahl derjenigen, die nach ihrer Behauptung die Homosexualität Whitmans gekannt, beschränken und ihr Zeugnis für ungültig halten mag, könnte nicht seine Ansicht der Menge von Gelehrten, Ärzten, Schriftstellern, amerikanischen und anderen, aufdrängen, die, alle ebenso Bewunderer von Whitman wie Herr Merrill selber, dennoch Whitman für einen Homosexuellen halten. Was über diesen Gegenstand in der ganzen Welt veröffentlicht worden ist, würde schon eine kleine Bibliothek bilden. Herr Merrill kann also eine Ansicht bekämpfen, die nicht die

meinige ist, denn ich habe keine über die Frage, aber er wird zugeben müssen, daß es sich da um eine sehr verbreitete Meinung handelt. Und selbst die Photographien von Whitman widersprechen nicht dieser Meinung, ebensowenig wie der Schluß von Calamus. Man kennt die patriotische Rolle, die die Bruderschaften, deren homosexuellen Charakter, denke ich, man nicht bestreitet, in Griechenland und in Deutschland gespielt haben.

Bevor ich mich jedoch von einer Diskussion zurückziehe, die ich lebhaft bereue verursacht zu haben, weil mangels der Möglichkeit, einen Namen zu nennen, die Schuld auf meiner Seite liegt, will ich mir noch drei Bemerkungen erlauben:

1. Der von Herrn Reeves erwähnte alte Verleger aus Philadelphia ist nicht so anonym, als es Herr Merrill sagt. In der Tat fügt Herr Reeves bei, daß er einen der Zipfel des Leichentuches hielt.
2. Ich habe im Gegensatz zu dem, was Herr Merrill behauptet, sagen hören, daß die Operette »Patience« nichts als eine lange Anspielung auf die antiphysischen Neigungen Oscar Wildes war; aber vielleicht irre ich mich wiederum und vielleicht wird Herr Merrill Namen verlangen;
3. weil die barbarische und ungerechte Gesetzgebung gewisser Staaten streng die Unisexuellen verurteilt, glaubt nicht Herr Merrill, daß es vom höchsten Interesse ist zu zeigen, daß es Männer von Genie unter den Unisexuellen gegeben hat?

Kann nicht die Hochschätzung dieser Männer dazu beitragen, die Barbarei und Ungerechtigkeit der von Herrn Merrill erwähnten Gesetzgebung zu beseitigen? Infolge welcher seltsamen Wut bemühen sich die Herren Humanitären jedesmal wenn ein großer Mann für einen Homosexuellen ausgegeben wird, den anderen Homosexuellen das Recht abzusprechen, ihn als einen der ihrigen zu betrachten? Wenn wir, Herr Merrill oder ich, den Vorzug hätten, zur Homosexualität hinzuneigen, wäre uns die Frage nicht gleichgültig.

Gegen den Aufsatz von Merrill wendet sich wieder Bertz im »Mercure« vom 1. Januar 1914, Seite 222-224:

»Wenn Merrill glaubt«, sagt Bertz, »durch seinen Artikel »definitiv« die Theorie der Inversion Whitmans »widerlegt« zu haben, so zeigt er sich auffallend naiv, denn er hat keines der fünf Werke gelesen, in denen nach Urteil der Sachverständigen diese Inversion bewiesen ist. Aber ich sehe ein, daß der »Mercure« nicht die Stelle ist, wo der Streit ausgefochten werden kann, und an einem andern Orte werde ich eine ausführliche Widerlegung der Irrtümer von Herrn Merrill, die ich eben beendet habe, veröffentlichen.

Ich will hier nur eine beleidigende Beschuldigung zurückweisen, unter der meine literarische Ehre

leiden würde, wenn ich nicht den Beweis ihrer Hinfälligkeit erbrächte.«

Bertz rügt nämlich, daß Merrill ihm vorgeworfen habe, absichtlich ein seltenes Gedicht von Whitman abgedruckt zu haben, um die Nachforschungen besser zu verhindern. Demgegenüber stellt Bertz unter anderem fest, daß das Gedicht an sehr leicht zugänglichen Stellen verschiedener Publikationen veröffentlicht worden sei.

»Man muß sich darauf gefaßt machen«, schließt Bertz, »daß Herr Merrill sich weigern werde, die Erklärung einer invertierten Empfindung anzunehmen, die zweifellos in dem fraglichen Gedicht ausgedrückt ist. Aber Herr Merrill hat nicht versucht, eine Grundlage für seine entgegengesetzte Meinung zu geben und niemand kann doch für einen Beweis halten, was nur eine einfache Ablehnung ist.«

Das letzte Wort in dieser großen Debatte des »Mercur« ergreift in der Nummer vom 1. Februar 1914 Albert Schinz, der zugleich einen Brief des Amerikaners Harrison S. Morris mitteilt.

Er beruft sich darauf, daß er zwölf Jahre in Amerika verlebt habe, und speziell in Philadelphia, wo das Andenken Walt Whitmans mit der meisten Pietät von einer kleinen Gruppe von Literaten bewahrt werde. Dann fährt er fort:

»Man wird mich niemals dazu bringen anzunehmen, daß, wenn man nicht an Walts Homosexualität glauben will, man sich dem Fortschritt der Kultur selber widersetzt. Wäre Walt Whitman der Satyr gewesen, für den Gewisse ihn halten, oder wären seine Schüler die unmoralischen Leute, für die manche sie erklären, so wäre der Wert der Gedichte und der Philosophie der »Grashalme« dadurch nicht vermindert, noch übrigens vergrößert...

Über die Frage der Homosexualität werde ich nichts sagen, nur bemerken, daß die von Herrn Merrill zwischen dem Werk und dem Leben Whitmans gemachte Unterscheidung sehr wichtig ist. Dieses oder jenes Gedicht bereitet Verlegenheit, aber es gibt kein auf das Leben des Dichters bezügliches Zeugnis, auf das man sich zur Anklage mit gutem Gewissen stützen kann. Der »achtbare Rechtsanwalt« aus Chicago, der erlaubt, daß man sich auf ihn beruft, um ein Gedächtnis zu verleumden, sollte uns wirklich beweisen, daß er »achtbar« ist, indem er uns seinen Namen sagt und uns in den Stand setzt zu beurteilen, was wir von seinem Zeugnis halten sollen. Er scheint nicht zu ahnen, daß es moralische Schweinereien gibt, die ärger sind als die ärgsten physischen Schweinereien. Man wird sagen, es sei unangenehm für ihn? Sicherlich, aber gerade wenn es wichtig genug ist, für »den Fortschritt der Kultur selbst« ekelhafte Dinge nicht für sich zu behalten, so möge man bis ans Ende gehen und sich eine Pflicht, sogar eine Ehre daraus machen, für »den Fortschritt der Kultur« weniger dem eigenen Vorteil als dem besudelten Andenken Whitmans Rechnung zu tragen.«

Dann verbreitet sich Schinz über den Charakter des Leichenbegängnisses und bringt zum Beweis, daß die Feier völlig würdig verlief, einen Brief des Amerikaners Harrison Morris, der einen der Zipfel des Leichentuches hielt.

Einen Epilog zu dem Streit bildet endlich ein Beitrag zur ganzen Frage in den »Archives d'anthropologie criminelle« von Lacassagne (Maiheft 1914). Dort veröffentlicht A.R. (André Raffalovich) mit einigen Begleitworten in französischer Übersetzung einen Zusatz, den Dr. Rivers seiner Schrift »Walt Whitman's Anomaly« beigegeben hat unter dem Titel: »Die Inversion von Walt Whitman: neuer sicherer Beweis«.

Rivers stellt fest, daß die in den Schriften von Bertz und in seiner (Rivers') Broschüre enthaltenen Argumente viele von der Homosexualität Whitmans

überzeugt haben. Diejenigen aber, die sich nicht überzeugen lassen wollten, wären mehr von Gründen des Gefühls als der Vernunft geleitet.

Die homosexuelle Neigung Whitmans könne leicht und ohne daß homosexuelle Handlungen — anders als durch mündliche Zugeständnisse — festgestellt seien, bewiesen werden. Einige seiner Verteidiger ließen sich allerdings nur überzeugen, wenn man homosexuelle Akte des Dichters dartun würde. Das sei aber schwer, weil das das Zeugnis von Mittätern erfordere. Demnach sei man genötigt, alles Greifbare hervorzuheben, was die These der Inversion Whitmans stütze.

Rivers bringt nun einen neuen Beweis. Unter den wenigen von Bertz übriggelassenen Argumenten sei folgendes: Der bekannte, vor etwa 20 Jahren verstorbene englische Schriftsteller John Addington Symonds sei zweifellos homosexuell gewesen. Zwei Personen hätten ihm, Rivers, geschrieben, daß Symonds identisch sei mit dem Verfasser einer der Biographien in Ellis' Buch »Das konträre Geschlechtsempfinden«. Symonds' Inversion gehe übrigens schon aus seinen Gedichten hervor, insbesondere aus »In the Key of Blue«, wo er sein Leben mit einem jungen Italiener beschreibe, mit dem er schlafe. Die wirkliche Biographie Symonds', der »Fall« bei Ellis und Symonds' literarische Werke enthielten nun alle dieselbe Geschichte: angeborene homosexuelle Neigung, die zunächst unbefriedigt bleibt und auch durch die Ehe nicht geheilt wird, und von vielen neurasthenischen Beschwerden begleitet ist, die später nach der homosexuellen Betätigung in der Mehrzahl verschwinden.

Die Biographie stimme im einzelnen ganz und gar mit dem »Fall« bei Ellis überein hinsichtlich der Abstammung, dem Milieu, der Erziehung, der Vorliebe für die gleiche, insbesondere homosexuelle Literatur. In der Biographie geht Symonds im 36. Lebensjahr ins Ausland und bewegt sich dort in einer mit seinem speziellen Temperament kongruenten Gesellschaft. Von da an ist er ruhig und glücklich, sind seine nervösen Leiden beseitigt. Dabei macht er häufig Anspielungen auf junge Leute aus niederen Klassen, deren Freund er ist. Er wendet sich an Männer aus dem Volk und betätigt sich homosexuell auf die verschiedenste Weise.

Von diesem Symonds sagt nun Whitman im Jahre 1891: »Symonds ist ein seltsamer Mensch. Ich habe ihn nie gesehen, wohlverstanden; er hat mir oft geschrieben. Ich liebe ihn sehr..., er bemüht sich so sehr im Physiologischen, Gastrischen zu bohren — und dringt wunderbar in die Dinge ein. Und alle drei Monate schreibt er mir: oh! die schönsten prächtigsten Briefe (ich wage sie fast niemand zu zeigen) — sie gleichen so sehr diesen Zwiegesprächen, die man mit seinem Freund, Genossen, Kameraden hat...«

Aus der zweifellosen Homosexualität Symonds' und dem aus diesem Briefe Whitmans hervorgehenden

völlig eigenartigen Verständnis beider schließt Rivers, daß auch Whitmans Homosexualität erwiesen und eine homosexuelle Betätigung seinerseits wahrscheinlich sei. Wenn nur diese Intimität zwischen beiden vorläge und wir sonst nichts von homosexuellen Anzeichen und Gefühlen bei Whitman wüßten, wäre der Schluß von Rivers gewagt. Aber angesichts der erdrückenden Fülle sonstiger Beweise erhält allerdings das von Rivers beigebrachte Moment eine durchaus homosexuelle Beleuchtung und bildet eine Bestätigung der Homosexualität des »Yankee-Heilands«. Den Ausführungen von Rivers fügt A.R. hinzu: Gegenüber den peinlichen Zeilen Merrills im »Mercur de France« von den »herrlichen Kinderaugen Whitmans, der rein wie die Natur, der normalste Mensch der Welt« sei, habe er die Broschüre von Rivers den Lesern der »Archives« empfehlen wollen, die nicht widerspenstige Sentimentalisten oder durch ihre Schüchternheit blinde Schüchterne seien.

»Wenn Rivers' obiger Artikel«, fährt A.R. fort, »auch die Meinung gewisser Dichter nicht ändert, die von Whitman nur eine von einer konventionellen Person kommende Inspiration wünschen, so wird er vielleicht freiere und insofern überlegene Geister veranlassen, die Psychologie des bedeutendsten der amerikanischen Propheten zu studieren«

Wenn ich zusammenfassend meine Ansicht äußern darf, so kann es sich natürlich nicht darum handeln, daß ich selbst den Beweis der Homosexualität Whitmans zu erbringen suche. Dieser Beweis ist ja schon geführt, und zwar hauptsächlich und zuerst durch die Arbeiten von Bertz, deren Ergebnis durch die Schriften von Rivers und Schoene bestätigt wird. Zur vollen Würdigung und zum richtigen Verständnis der in der Debatte des »Mercur« und der »Archives« von Bertz, Reeves, Rivers, Raffalovich, Apollinaire herrührenden Angaben und Tatsachen, die den in den Schriften von Bertz und anderen geführten Beweis von Whitmans Homosexualität bestätigen, ist unbedingt eine Kenntnis dieser Werke von Bertz nötig. Wer daher sich gegen die neuen Tatsachen und Angaben in der erwähnten Debatte wendet und sie zu widerlegen sucht, der muß zunächst die Arbeiten gelesen haben, in denen Whitmans Homosexualität genau erforscht und festgestellt ist; sonst kämpft er gegen Auffassungen, deren Grundlagen und Voraussetzungen ihm unbekannt sind, deren Verständnis ihm verschlossen bleiben muß. In dieser Lage befinden sich aber die eifrigen Normalitätsverfechter Merrill, Bazalgette, Casseres, Schinz. Denn sie haben die Werke von Bertz nicht studiert und — wenigstens einige von ihnen, soweit sie der deutschen Sprache unkundig sind — konnten sie nicht studieren. Ihre angeblichen Widerlegungen sind daher wertlos.

Wenn auch die Angaben über Whitmans Homosexualität in dem obigen Streit erst ihre entscheidende Bedeutung aus den Schriften von Bertz und Rivers

erhalten, so haben sie doch auch an und für sich schon einen nicht zu unterschätzenden selbständigen Wert für die Beurteilung des Wesens von Whitman. Und diesen Wert haben die Gegner in keiner Weise zu beseitigen vermocht. Völlig nichtssagend ist Bazalgettes Art der Bekämpfung, sowie die von Casseres und Schinz. Alle drei gehen nur mit Phrasen um und beschränken sich auf einfaches und bequemes Negieren. Bazalgette operiert überdies mit Beleidigungen und persönlichen Beschimpfungen gegen Bertz, da er ihm, dem gefährlichsten Widersacher, nicht anders beikommen kann.

Der Versuch eines Gegenbeweises findet sich nur bei Merrill und zwar hauptsächlich in seinem Aufsatz vom 16. Dezember 1913. Hier wird ein Anlauf zu logischen Erwägungen gemacht, die aber in jämmerliche Sophistik münden und an einem gänzlichen Verkennen des Wesens und der Verbreitung der Homosexualität krankem, obgleich Merrill behauptet, viele medizinische Bücher über die Homosexualität gelesen zu haben.

Eines haben jedenfalls Bertz, Reeves, Apollinaire in der Debatte selber bewiesen, nämlich den homosexuellen Ruf des »Yankee-Heilands«. Die Studenten von Harvard, die Pächter von Long-Island, der alte Verleger und der Gewährsmann von Apollinaire, sie alle sind darüber einig, daß Whitman im Rufe der sexuellen Inversion stand. Dieser Ruf ist nicht von Bertz und Genossen geschaffen, sondern eine längst bestehende, von den verschiedensten Seiten konstatierte Tatsache.

Was die andere Frage anbelangt, ob dieser Ruf begründet war, so ist wieder zu unterscheiden, ob nur die homosexuelle Neigung oder auch ihre Befriedigung erwiesen ist.

Merrill und Co. werfen beides zusammen. Weil ihnen das Wesen der Homosexualität nicht verständlich und unbekannt ist, glauben sie, Homosexualität sei gleichbedeutend mit gleichgeschlechtlichen Akten und sogar mit eigentlicher Päderastie, sie stellen sich die Homosexualität einfach als Laster vor.

Daß die homosexuelle Neigung ein dem heterosexuellen Triebe paralleler, dem Wesen gleich, nur in der Richtung verschieden, will ihnen nicht in den Kopf, und deshalb erscheint es ihnen auch als etwas so furchtbar Ungeheuerliches, daß ein großer Dichter, ausgestattet mit vielen moralischen Eigenschaften, zu diesen lasterhaften, verkommenen Menschen, die die Homosexuellen ja sein müssen, zähle. Und wenn sie schließlich auch zugeben mögen, daß es angeborene, nicht notwendigerweise mit der Päderastie zusammenfallende psychische homosexuelle Neigung gibt, dann ist das in ihren Augen ein so seltenes, außerordentliches Phänomen, daß der Träger als eine Art Monstrum zu gelten hat. Und ihr Walt, ihr Götze, der Yankee-Heiland, kann doch unmöglich eine solche Mißgeburt, ein solches seltsames, psychisch minderwertiges Phänomen dar-

stellen. Sie wissen eben nicht, daß sich Homosexualität mit großen Gaben des Geistes und der Seele paaren kann und daß sie andererseits eine weitverbreitete Eigenschaft ist, die bei geistig und seelisch hoch und niedrig Stehenden vorkommt.

Diese homosexuelle Anlage Whitmans findet man nun, wie schon oben betont, in den Schriften von Bertz eingehend erörtert und festgestellt, und wer diese Arbeiten nicht kennt, hat nicht das Recht, die behauptete Gewißheit von Whitmans Homosexualität zu bestreiten.

Für das Bestehen dieser homosexuellen Leidenschaft des Dichters ist aber auch der Inhalt des von dem alten Verleger aus Philadelphia berichteten Gesprächs zwischen Wilde und Whitman beweiskräftig.

Merrill fühlt dies sehr gut. Deshalb sucht er mit Gewalt dieses Zeugnis aus der Welt zu schaffen, indem er einfach dem Zeugen die Glaubwürdigkeit abspricht und ihm ohne irgendwelchen Grund eine irrtümliche Auffassung unterschiebt. Merrill ist es nicht entgangen, daß es an und für sich sehr merkwürdig ist, wenn Leute von so verschiedener Lebensanschauung im allgemeinen und so großem Altersunterschied, wie Wilde und Whitmanes damals waren, in dem Punkte des Lobes und der Bewunderung des jungen Mannes übereinstimmen und daß ein derartiges — überdies fortwährendes und fast ausschließlich diesen Gegenstand berührendes — Gespräch zwischen normalführenden Dichtern unwahrscheinlich ist.

Die einzig richtige und mögliche Erklärung dieses Rätsels besteht darin, daß eben die beiden Dichter nicht Normalführende, nicht Weiberliebhaber, sondern Pädophile, Uranier waren. Denn in diesem Fall ist das gegenseitige Sichverstehen und Erkennen, das sofortige Sympathisieren in der die beiden bewegenden, von beiden gleich empfundenen Leidenschaft das selbstverständlichste und natürlichste Vorkommnis, wie es täglich demjenigen begegnet, der etwas von der die Homosexuellen verbindenden Interessen- und Seelengemeinschaft versteht und der weiß, daß die homosexuelle Neigung die verschiedensten Leute der gleichen Gefühlssorte auch ohne irgendwelche zwischen ihnen bestehende sinnliche Anziehung freundschaftlich verbindet, daß sie Alt und Jung, Hoch und Niedrig, geistig Bedeutende und intellektuell Minderwertige ohne Rücksicht auf politische, religiöse, ethische Anschauungen in dem gleichen Gedankenaustausch und Empfindungskomplex zusammenkittet.

Auch die Erzählungen der Landleute aus Whitmans Geburtsort über seine »Singularitäten« gegenüber den dortigen jungen Burschen und über seine »spezielle« Moral beweisen zum mindesten seine homosexuelle Neigung, wenn nicht überdies homosexuelle Annäherungen und Akte.

Es ist ein Verdrehen des Berichts von Reeves, ein absichtliches »die Augen zudrücken«, wenn Merrill

sagt, weil kein Skandal entstand, passierte auch nichts Skandalöses. Reeves berichtet aber ausdrücklich, daß die Leute ihm über das seltsame Benehmen Whitmans erzählten, daß aber trotz dieses, gewöhnlichen Sterblichen »singulär« dünkenden Verhaltens, d.h. geeignet Skandal zu erregen, wegen Whitmans Persönlichkeit kein Skandal entstand.

Die Diskussion im »Mercur« und in den »Archives« hat nicht bloß eine Bestätigung der homosexuellen Leidenschaft Whitmans ergeben, sondern beweiskräftige Momente für seine gleichgeschlechtliche betätigung. Bisher hatten Bertz und Rivers angenommen, daß Whitman sich mit sogenannten harmloseren Berührungen, insbesondere Küssen, Umarmungen begnügt hatte, und namentlich Bertz hatte betont, daß Whitman wahrscheinlich schon bei diesen Handlungen die sexuelle Auslösung erlangte. Jetzt erhellt aber aus dem Bericht der von Bertz mitgeteilten Angabe des Chicagoer Rechtsanwalts, daß Whitman auch sogenannte gröbere Akte vornahm.

Ein Grund, diese Tatsache abzuleugnen, weil Bertz seine Gewährsmänner nicht nennen darf, besteht nicht. Die Persönlichkeit von Bertz bürgt dafür, daß er die Mitteilung aus zuverlässigen Quellen erhielt und daß er nicht leichtfertiges Geschwätz vorbringt. Übrigens kommt es gar nicht darauf an, in welcher Art von sexuellen Intimitäten mit dem eigenen Geschlecht Whitman seine Befriedigung fand, ob dies durch Handlungen geschah, die den Tatbestand des § 175 Deutsches Str.G.B. oder des Strafgesetzes eines anderen Landes erfüllten oder unter kein Gesetz fielen. Auch wenn er zu der Klasse der Uranier gehört haben sollte, die schon durch bloße Küsse und Umarmungen zur Entspannung gelangt, so ist er nicht zu den enthaltsamen Uranieren zu zählen. Mag er dann auch auf diese Weise kein Strafrecht verletzt haben, ethisch verdient seine Handlungsweise die gleiche — je nach dem Standpunkt — strenge oder milde Beurteilung: In beiden Fällen liegt sexuelle Aufregung und Befriedigung an und mit dem eigenen Geschlecht vor.

Es ist aber kaum denkbar, daß ein Mann von der glühenden Sinnlichkeit, dem eruptiven Temperament, der maßlosen Leidenschaftlichkeit des gewaltigen Dichters zeitlebens auf die seiner Natur entsprechende sexuelle Befriedigung verzichtet hätte. Das ist psychologisch ein Unding und zwingt zur Annahme, daß Whitmans homosexuelle Neigung auch ihre Entladung in homosexuellen Akten gefunden haben muß, möge diese Entladung schon in heißen Küssen und glühenden Umarmungen oder stärkergradigen Annäherungen erfolgt sein.

Erkennt man nämlich das Wesen der Homosexualität richtig als angeborenen, der Heterosexualität parallelen Trieb an, der mit Lasterhaftigkeit oder verdorbenem Charakter nichts zu tun hat, aber wie der heterosexuelle Trieb auf seine Befriedigung gebietend hindrängt, so wird man einerseits die Betätigung, sofern sie mit Erwachsenen und in gegensei-

tiger Einwilligung erfolgt, nicht als eine die Persönlichkeit schädigende Handlung auffassen, andererseits aber kein Gewicht darauf legen, in welcher sexuellen Modalität diese gleichgeschlechtliche Gemeinschaft sich gestaltet.

Daher ist auch Apollinaires scharfe, eine schroffe Verurteilung des homosexuellen Verkehrs in sich schließende Abgrenzung von homosexueller Neigung und Verkehr nicht zutreffend, mag er nun jeden homosexuellen Akt oder nur bestimmte Akte als »débauche crapuleuse« bezeichnen wollen.

Noch viel mehr muß aber gegen Merrill Verwahrung eingelegt werden, für den die Behauptung, Whitman sei homosexuell gewesen, das »in den Kot ziehen« des Dichters bedeutet. Dabei macht er sich einer völligen Verkennung der Auffassung von Bertz und Reeves schuldig: Einmal wirft er nämlich diesen beiden vor, sie sprächen von »Schuld und Schande« bei der Kennzeichnung Whitmans als Homosexuellen, obgleich beide gerade die Vorurteile in der Bewertung der Homosexualität als lasterhafte Neigung bekämpfen; andererseits betrachtet gerade Merrill die Annahme von Whitmans konträrer Sexualempfindung als Befleckung seines Charakters, als furchtbaren Makel, von dem er ihn mit aller Gewalt befreien will, weil er sich eben nicht zum richtigen Verständnis des ihm dunkel gebliebenen Wesens der Homosexualität durchgerungen hat.

Ein anderes schlimmes Mißverständnis, dessen sich Merrill, Bazalgette, Schinz schuldig machen, und zwar in einer Weise, daß man fast glauben muß, sie hätten Bertz absichtlich falsch verstehen wollen, besteht darin, daß alle drei sich so stellen, als ob Bertz es für einen Kulturfortschritt betrachte, daß Whitman homosexuell sei. Tatsächlich hat Bertz durch Aufdeckung der homosexuellen Natur des amerikanischen Propheten zeigen wollen, auf welcher Grundlage das von Bazalgette, Merrill usw. so sehr bewunderte Prophetentum des Yankee-Heilands beruht. Er enthüllt die abnormen Quellen der Whitman-Lehre von der Kameradschaft, die alle

Männer umschließen soll und entlarvt dieses als allgemein gültig erstrebte Ideal als eine aus invertiertem Gefühl fließende, den Heterosexuellen unverständliche Forderung.

Deshalb ist der Fortschritt der Kultur daran interessiert, daß Whitmans Homosexualität festgestellt werde, damit seine Lehre richtig beurteilt und das Falsche und Verkehrte an ihr an das Tageslicht komme.

Diese Deutung ging doch ganz klar aus den Ausführungen von Bertz hervor, und Merrill und Co. konnten und mußten Bertz' Worte auffassen, wie sie gemeint waren, statt von falscher Voraussetzung ausgehend sie ins Lächerliche zu ziehen. Dabei dient ihnen auch nicht zur Entschuldigung, daß Bertz seine Ausführungen deutsch niederschrieb und die französische Übersetzung, die von dem »Mercure« besorgt und veröffentlicht wurde, teilweise in einem schlechten und mißverständlichen Französisch abgefaßt ist. Insofern die genannten Widersacher über gewisse Wendungen aus den betreffenden Briefen Bertz' sich lustig machen, so mögen sie für das ungelenke Französisch den Übersetzer des »Mercure« verantwortlich machen.

Der Urtext hat sicher anders geklungen, aber den hätten die Herren nicht verstanden.

Der ganze Streit um Whitmans Homosexualität zeigt in recht charakteristischer Weise, wie ungemünst schwierig es ist, selbst wenn die Homosexualität eines bedeutenden Mannes so klar liegt und so überzeugend bewiesen wurde, wie bei Whitman, diese Tatsache die allgemeine Anerkennung zu verschaffen; diese ganze Debatte lehrt aufs deutlichste, was alles sonst ernste und intelligente Männer aufbieten, wenn es gilt zu verhindern, daß die Inversion einer hochgeschätzten Berühmtheit ans Tageslicht komme. In der Sache Whitman sind aber alle diese Vertuschungsversuche vergeblich. Die Wahrheit ist da nicht mehr zu unterdrücken. Dafür hat in erster Linie Bertz gesorgt und wird noch dafür sorgen, wenn es nötig ist.

Abend mit Monsieur Albert. [Im Schwulenpuff]

(Aus: Benjamin, Gesammelte Schriften, IV, 1/2, Frankfurt am Main 1980, Seite 587-591.)

Dienstag 21. Januar [1930]. Dausse morgens bei mir im Hôtel, bittet mich, den Abend mir freizuhalten. Wird mich um sieben abholen, mich bei M. Albert einführen. Wird, wie er sagt, M. Albert in dessen Etablissement aufsuchen. *Décrit ça comme énormément pittoresque*. Ich meinerseits benachrichtigte H[essel]. Aus verschiedenen Gründen. Nicht unbegründete Befürchtung, daß mir der Abend finanziell über den Kopf wachsen könne. Um sieben kommt H. kurz vor Dausse; ich habe nichts Eiligeres zu tun als H. zu bitten, mich in meiner Strategie addition bezüglich zu unterstützen.

Nun ist dieses Etablissement Rue St. Lazare in der Tat pittoresque. (Die ernstlichen, wahren, d.i. sozial gefährdenden, Laster gebärden sich bescheiden, vermeiden, selbstverständlich, jeden Anschein von Betrieb, können dergestalt geradezu etwas Rührendes annehmen. Proust dürfte darum gewußt haben.) Jedenfalls ist es so bei M. Albert. Die Atmosphäre dieser Badeanstalt schwer darzustellen. Etwa: Wand an Wand aber im Rücken der Familie wie alle wirklichen Laster. Das Auffallendste, und zwar den ganzen Abend über: die erstaunliche franchise dieser Jungen. Die jedenfalls, die ich sah, haben noch in der ausgefallensten preziösesten Art sich zu geben eine Naivität, eine jungenhafte Aufsässigkeit, Verspieltheit und Trotz, die mich sehr an [meine Internatszeit in] Haubinda erinnert, mir verstohlen sehr Verflissenes vergegenwärtigen.

Also zuerst der Hof, den man zu überqueren hat: eine Landschaft aus Pflastersteinen und Frieden. Wenige Fenster, die hier hinaussehen, erleuchtet. Aber Licht hinter den Milchglasscheiben zu Alberts Büro und in einer Mansarde links, die zinnenhaft in den Himmel ragt. *Présentation*. Wir sind nicht allein, wir werden selbstverständlich, verdrießlicherweise als Proustübersetzer vorgestellt. Es bestätigte sich erstaunlich, was H. mir mehrere Tage später von Dausse sagte: die Meergotthafte mit allem sich Mischende, gegen alles Verfließende (übrigens haben das Porzellanpuppen in Figurengruppen am deutlichsten; Porzellan ist die kupplerischste Materie an Liebespaaren; Dausse stelle ich mir als einen kupplerischen Porzellanflußgott vor), demgemäß er es für nötig befunden hatte am Morgen mir zu erzählen, er stünde in diesen Kreisen im Rufe homosexuell zu sein, und sogar mich beiläufig aufzufordern, abweichende persönliche Geschmacksrichtungen nicht laut werden zu lassen. Unter den Statisten ergab sich M. Maurice Sachs als einer Hauptrolle vorbehalten. Dieser Mann trug durch seine Lebhaftigkeit und die offenbar bereits mehrfache probierte Treffsicherheit seiner Anekdoten vor allem dazu bei, mir gewisse Episoden, gewisse Informationen im folgenden verdächtig zu machen. Und wenn er

kaum mit H. und mir ins Auto verstaubt etwas wie ein Verzeichnis oder einen Musterkatalog von Alberts Hauptgeschichten entwickelte, so glaubte ich mit einigem Unbehagen die Spuren einer auch hierher schon vorgeschobenen *tournee des grands-ducs* zu entdecken. Hinter den Milchglasscheiben der Empfangsraum, durch Stores gegen alle anstoßenden Gemächer und anstößigen Vorfälle abgedichtet. Und M. Albert hinter dem Ladentisch oder der Kasse, kurz, ein arrangement aus Seiflappen, Parfüms, *pochettes surprise*, Badekarten und nuttigen Puppen. Sehr höflich, sehr diskret in der Begrüßung, aber gar nicht pompier und außerdem aufs angenehmste nebenher durch Rückstände der Tagesarbeit beschäftigt. Proust hat ihn, wenn ich recht erinnere, 1912 kennen gelernt. Damals wird er nicht älter als 20 Jahre gewesen sein. Und wie er heute aussieht, davon gibt es einen begriff, wenn man sagt, man sieht es ihm an, daß er damals, als ein Leibdiener beim Fürsten von Radziwill wie früher bei dem Prinzen Orloff gewesen ist, unglaublich schön gewesen sein muß. Die vollständige Durchdringung von höchster Unterwürfigkeit und äußerster Dezesion, die den Lakaien auszeichnet (als mache es der Herrenkaste keinen Spaß, Wesen zu befehligen, die nicht wie Befehlshaber aussehen) — eine Durchdringung, die Proust wird zu denken gegeben haben —, ist in seinen Zügen gewissermaßen in Gärung übergegangen, so daß etwas Durchgedrücktes, ein leerer Energieüberschuß ihn auf Augenblicke einem Turnlehrer ähnlich macht.

Das Programm des Abends war groß geplant. Jedenfalls gedachte man nach dem Diner die neue Freundschaft in M. Alberts zweitem Etablissement, dem Bal des Trois Colonnes, zu bekräftigen. Über den Ort des Diners schien man sich vielleicht nur anstandshalber kurze Zeit im unklaren zubefinden. Dann war man sich schnell über dies Lokal »Oustiti« einig, an dem, wenn ich nicht irre, H. und ich einmal vor drei Jahren vorüber gegangen waren, ohne einen Blick hinein zu riskieren. Heute, nach etwas besserer Kenntnis, zumal des Patrons, kann ich sagen, daß es alle Chancen hat, in denkbar engster Beziehung zur brigade mondaine der *Surété Générale* zu stehen. Wäre das nicht der Fall, so dürfte man sagen, daß der Patron polizeiwidrig aussieht. In diesem Lokal gibt es einige erstaunlich schöne Jungen. Darunter ein höchstwahrscheinlich echter indischer Prinz, der Maurice Sachs so lebhaft interessierte, daß er seinen Vorsatz M. Albert zu besonders weitgehenden *Confidencen* zu bewegen, nicht ausführen konnte. Ich glaube auch nicht, daß diese *Confidencen* jemals die Schranke überschritten hätten, die M. Alberts Versicherung seine Be-

ziehungen zu Proust seien keine körperlichen gewesen, errichtet. Ich weiß auch nicht, ob sie jenseits dieser Grenze ein größeres Interesse angenommen hätten, als einige sehr nebensächliche beinahe unwillkürliche Bemerkungen für mich besaßen, die er machte.

Proust hat bekanntlich M. Albert eine Weile nachdem sie sich kennengelernt hatten, ein Maison de Rendezvous eingerichtet. Diese Gründung war für ihn Pied-à-terre und Laboratorium zugleich. Hier unterrichtete er sich, häufig wahrscheinlich durch Augenschein, über alle Spezialitäten der Homosexualität, hier wurden die Beobachtungen gemacht, die er später in den Schilderungen des gefesselten Charlus verwertete, hierhin stiftete Proust die Möbel einer verstorbenen Tante, deren unziemliches Ende als Ameublement eines Bordells er in »A l'ombre des jeunes filles en fleurs« beklagt. Hier, wo seine bürgerliche Person selbstverständlich unbekannt blieb, hat man ihm den Beinamen l'homme aux rats gegeben. Nämlich: Proust hielt die jungen Leute, deren Bekanntschaft er bei M. Albert machte, dazu an, Ratten, die ihm in einem Käfig präsentiert wurden, mit langen Nadeln auf verschiedene überaus scheußliche Art zu quälen. Neben diese unerzogensten Betätigungen seines Sadismus stellte M. Albert, ohne auf diesen sonderbaren Kontrast abzielen, diese rührende: Wie Proust eines Vormittags in seiner geschlossenen Kutsche an einer Schlächterei vorbeikommt, einem Metzgerjungen, der ihm gefiel, beim Zerhauen des Fleisches zusah und darüber stundenlang seinen Wagen am Fleck halten ließ.

Ich habe nicht viel Interesse an der Frage, was dabei herauskäme, wenn man diese Passion Prousts (und andre, die gewissen Szenen mit Madeleine Vinteuil atemberaubend nahkommen) einer Interpretation seines Werks dienstbar zu machen. Umgekehrt aber scheint mir das Werk eines Proust ein Hinweis auf allgemeine, wenn auch sehr verborgene Charaktere des Sadismus zu sein. Und dabei gehe ich von Prousts Unersättlichkeit in der Analyse der kleinsten Vorfälle aus. Auch von seiner Neugier, die dem sehr nahe steht. Daß die Neugier in Gestalt der wiederholten immer denselben Sachverhalt erbohrenden Fragen gewissermaßen zum Äußersten bringt, andre, an denen er sich vor einem Tatbestand des Herzens aufstellt, wie ein sadistischer Lehrer vor dem eingeschüchterten Kind, um es mit zweideutigen Gebärden, einem Ziepen und Kneifen, das zwischen Liebkosung und Quälerei liegt, zur Preisgabe eines geargwöhnten vielleicht nicht einmal wirklichen Geheimnisses zu zwingen. In diesem Einen jedenfalls koinzidieren die beiden großen Passionen des Mannes, die Neugier und der Sadismus: bei keinem Befunde sich irgend beruhigen zu können, in jedem Geheimnis eingeschachtelt ein kleineres, in ihm ein noch winzigeres usw. bis ins Unendliche zu finden, wobei

mit abnehmender Größe die Bedeutung des Aufgespürten sich steigert.

Das ging mir nicht gerade während M. Albert uns unterhielt durch den Kopf, sondern später. Denn an diesem Abend hatte ich alle Mühe seine schwach artikulierende Stimme aus dem Lärm eines Grammophons herauszufiltern, das die elegische Schönheit, die, weil sie ein Loch im Hosenboden hatte, nicht tanzen konnte, und durch die erfolgreiche Rivalität des indischen Prinzen gekränkt wurde, andauernd mit neuen Platten versorgte. Die addition blieb dann selbstverständlich trotz listiger Manöver an H. und mir hängen. Wir hatten keine Lust M. Albert Gelegenheit zu einer Revanche chez lui — das heißt in den Trois Colonnes — zu geben und vielleicht auch keine unbedingte Sicherheit, es würde dort nicht eine neue Zeche zu begleichen geben. Dausse brachte uns im Auto nach Hause.

Anm. d. Red.: Die vorstehende Fassung des Berichts schrieb Benjamin für seinen Freund Gershom Scholem. 1980 wurde sie erstmals in der Werkausgabe veröffentlicht. Eine kürzere Version war 1930 unter dem Titel »Pariser Tagebuch« in der Berliner Zeitschrift »Die literarische Welt« erschienen.

Die relativ milde und unbefangene Haltung, die Benjamin hier gegenüber der männlichen Homosexualität zeigt, war für ihn keineswegs selbstverständlich. Sie hängt vielleicht damit zusammen, daß er in Monsieur Alberts Bordell nur bis zum Empfangsraum vordrang, der durch Milchglasscheiben und Stores »gegen alles anstößigen Vorfälle abgedichtet« war. Die Konfrontation mit schwulem Sex hätte Benjamin zweifellos geängstigt und empört. Es war wohl das Medium der französischen Sprache und die perfekte künstlerische Form der Prosa Prousts und Gides, die ihm die Thematik erträglich erscheinen ließ. Fehlten solche mildern Umstände, dann zeigte er, wie beispielsweise in seinem Kommentar zu Hans Henny Jahns Roman »Perrudja« eine unverstellte und kraftvolle Homophobie. (Vgl. Benjamin, Gesammelte Schriften, Band 6, S. 138 ff.)

Briefe an den Schutzhäftling Robert T. Odeman im KZ Sachsenhausen - eine Neuerwerbung des Schwulen Museums

Seit längerem war bekannt, daß der Schriftsteller und Kabarettist Robert T. Odeman (1904-1985) in den Jahren 1942 bis 1945 Häftling im KZ Sachsenhausen gewesen ist. In der Ausstellung des Schwulen Museums "§175 - Strafrecht gegen Homosexuelle" 1990 stand sein Schicksal stellvertretend für die Leiden der Homosexuellen in den Konzentrationslagern der Nazi-Zeit. Ausgestellt waren Porträtfotografien und die zwei Seiten aus dem Typoskript seiner noch unveröffentlichten Autobiografie, in denen er seine Verhaftung beschreibt. Über die Zeit seiner Haft jedoch berichtet er darin nicht. "Soll ich von den unzähligen Tagen und Nächten sprechen in denen die Gedanken jede eventuelle Hoffnung nährten? Soll ich von der Resignation sprechen, die einem nach geraumer Zeit überfällt, dieser gefährlichen Gleichgültigkeit. Was machte meine Mutter? Würde sie stark genug sein, dies zu ertragen? Würde sie die peinigenden Sätze meines Vaters von sich streifen, die er ihr täglich vorhalten würde. Von der Schande, und dem 'ich hab es ja immer gesagt, das konnte ja zu nichts gutem führen?' Von alledem spreche ich nicht, denn was würden heute lange Reflexionen bedeuten wo abermals Menschen eingesperrt werden, die den Mut besaßen gegen Unmenschlichkeit und Despotie aufzubegehren. Alles das hieße Wasser über eine Ente schütten, es interessiert nur einige wenige." Einer der Gründe seines Schweigens lag sicherlich auch in der nach 1945 beibehaltenen Tabuisierung und Ausgrenzung der homosexuellen KZ-Häftlinge und ihrer Leidensgeschichte. Symptomatisch für die Ignoranz der Gesellschaft erscheint mir die Bemerkung Friedrich Lufts in der Einleitung zu gesammelten Gedichten Odemans von 1986. "Die Nazis sperrten den Spötter ein. Er kam erst 1945 wieder frei und hat seitdem nie ein Wort über sein Ungemach verloren. Das ehrte ihn."⁺ Wie uns der Lebensgefährte und Adoptivsohn G. Odemann-Nöring mitteilte, sprach Tommy auch im Freundeskreis so gut wie nie über seine Haftzeit. Ein ausführliches Interview mit ihm darüber fand leider auch nicht statt.

Als sich das United States Holocaust Museum in Washington 1992 mit der Bitte um Material zum Schicksal der homosexuellen KZ-Häftlinge an das

Schwule Museum wandte, konnten wir weiteres Material zur Lebensgeschichte Robert T. Odemans einsehen und als großzügiges Geschenk seines Erben erhalten. Dabei handelt es sich um einige Privataufnahmen, Arbeitsfotos in verschiedenen Kabarets, um drei Briefe der Kollegin Olga Rinnebach an den Schutzhäftling Robert T. Odemann im KZ Sachsenhausen mit allen Zensurstempeln und ein von ihm dort getipptes Geburtstagsgedicht an einen schwulen Mithäftling.

Einige Informationen zu Odemans Lebensweg, die seiner unveröffentlichten Autobiografie und Auskünften seines Adoptivsohnes entnommen sind: Die Autobiografie schrieb er erst 1969, also gleich nach der Novellierung des §175. Seine Homosexualität schildert er darin ausführlich. Er berichtet über die erste große Liebe zu einem zwei Jahre älteren Jüngling, über die Ansichten seiner Eltern und seiner Gönnerin dazu und verschweigt auch nicht die schwulen Bezüge in seinen Arbeitszusammenhängen. Den Qualen seiner Haftzeit wollte er sich jedoch nicht noch einmal aussetzen. So endet die umfangreiche Biografie seiner frühen Jahre recht abrupt.

Am 30. November 1904 wurde er als Robert Martin Odemann in Hamburg geboren. Sein Vater Karl Johann Odemann war Bauarbeiter, Fliesenleger und Mosaikarbeiter und überzeugter Sozialdemokrat. Seine Mutter Mathilde war mehr musisch interessiert. Zu ihr hat das Einzelkind eine enge Beziehung. Die Mutter nimmt ihn schon frühzeitig mit ins Theater, da der Vater sich nur für seine Vogelzucht interessiert und als Partner für sie ausfällt.

Robert Odemann erhält eine Ausbildung zum Pianisten dank der Protektion einer reichen Dame, die seine Ausbildung bei Karl Salomon in Hamburg bezahlt. Der Junge zieht auch zu ihr und legt sich für seine Auftritte den Künstlernamen Robert T. Odeman zu. Ausgedehnte Konzertreisen durch Europa folgen.

1922 lernt er mit 17 Jahren seine erste große Liebe kennen, den zwei Jahre älteren Architekturstudenten Martin Ulrich Eppendorf (geb. am 29.11.1902), genannt Muli. Gemeinsam sehen sie die russische Kabarett-Gruppe "Der Blaue Vogel", als sie in Hamburg gastiert. Dies Erlebnis bestärkt den Freund Muli darin, sich der Bühnenbildnerie zuzuwenden. Die Sehnenverkürzung seiner rechten Hand, eine Verletzung von Geburt an, hindert Odeman jetzt

⁺ Unterm Siegel der Verschwiegenheit. Ausgeplaudert von Robert T. Odeman. Zusammengestellt von G. Odemann-Nöring. Gerlingen 1986, S. 5.

seine Karriere als Pianist fortzusetzen. Daraufhin schreibt er Couplet-Musik für die Hamburger Kammerspiele unter dem Intendanten Erich Ziegel. Die Bekanntschaft mit der Schauspielerin Asta Nielsen bringt ihn noch enger in Kontakt mit Theater- und Filmleuten.

Ein erster gemeinsamer Besuch in Berlin mit Freund Muli 1931/32 überzeugt die beiden, so schnell als möglich hierher übersiedeln. Sie verkehren in Künstlerkreisen, im Künstlerlokal Stöcker und treffen befreundete Schauspieler. Der Besuch in Werner Fincks Kabarett "Katakombe" hinterläßt bleibende Erinnerungen und den Wunsch Odemans auch fürs Kabarett zu arbeiten. Inwieweit sich immer wieder auch Schwules mit seiner Arbeit mischt, verdeutlicht seine Beschreibung dieses Besuches. "Das Ensemble bestand aus Werner Finck, Hans Deppe, dem unwahrscheinlich vielseitigen, Inge Bartsch und Dolly Haas, auch der dänische Grotteskimimiker Henri Lorenzen, über dessen wortlose Szenen man Tränen lachte, die immer mit der Tücke des Objekts zu tun hatten. Auch wir schütteten uns über die beredete Gestik Lorenzens aus, bis wir nach Luft rangen. Den Gipfel aller Darstellung des Komischen und der Parodie überhaupt war für uns Hans Deppe, der gern und viel Frauenrollen übernahm. In diesem Programm spielte er ein, zwei dieser transvestitischen Figuren. Ein Dirnenlied, denn dies durfte damals in keinem Programm fehlen [...] Deppe brachte eine Parodie auf diese 'Verlorenen'! Ich bin die flotte Liese, aba, ist meine Devise. Ich habe keine Ahnung, von wem der Text stammt, kann sein von Deppe selbst. Brachte er diese Dame in einem unwahrscheinlichen Fummel angetan, wackelte der ehemals so geheiligte Saal des Künstler-Vereins. An diesem Tage wurde uns noch ein Duett zwischen Finck und Deppe serviert. Es war eine Wandervogel-Parodie. Deppe mimte das trampel-latschige Maidlein Waltraut, und Finck schlüpfte in die Figur des Gesundheitsfußgängers Seyfried, beide dem Hohen und Hehren zugetan, sie gingen durch die Natur mit Kochtopf und Klampfe." Nach dem Vortrag eigener Gedichte und Sketche im Kreise befreundeter Künstler war es Joachim Ringelnatz, der Odeman in seinem Vorhaben durch seine Frage bestärkte: "Warum schreibts Du das nicht auf und machst was draus?"

Zurück in Hamburg, beginnt Odeman fürs Hamburger Radio Sketche zu schreiben. Im Sommer 1932 folgt eine Reise nach Hiddensee. Die glücklichen Ereignisse des Jahres enden im Herbst mit dem Unfalltod des Freundes Muli.

Es folgen verschiedene Arbeiten für Theater und Radio. Mit der Schauspielerin Vera Hartegg, die er auf dem Flügel begleitet, hat er seinen ersten Auftritt in der "Katakombe" in Berlin. "Das endet mal als Leuchtreklame oder im Knast", schätzte Werner Finck das Talent seines neuen Kollegen ganz richtig ein. In Hamburg arbeitet er zu Beginn der Nazi-Zeit

im Neuen Theater und gründet 1935 ein eigenes literarisches Kabarett. Zu den Mitarbeitern zählen Hermann Lenschau, Friedrich Alexander Hunzinger, Sybille Busse und Liselotte Hillen. Bei der Premiere am 30. 11. 1935 trägt Odeman ein Gedicht vor:

Als Adolf Hitler lobesam
ins Deutsche Reich gezogen kam,
durch Schund und Schmutz und durch System,
ritt vorneweg das Fräulein Röhm.
Was Kaiser Rotbart einst gemacht,
darob hat Adolf nur gelacht.
Er sagte barsch: Der Bart ist ab
und gründete dann einen Stab.
Dies waren Mannen sonder Fehl
und fleckenlos, ja meiner Seel. u.s.w.

Zwei Tage später erschien im Völkischen Beobachter eine Kritik, die das Programm als Auswuchs der vergangenen Systemzeit brandmarkte. Wie sich später herausstellt, war der Bühnenbildner Nazi und hatte Odeman denunziert. Bis April 1936 können zwar noch vier weitere Programme auf die Beine gestellt werden, doch dann wird das Kabarett polizeilich geschlossen. "Ein Weiterbleiben in Hamburg wäre jetzt für mich glatte Herausforderung gewesen, man hatte mich als jüdenfreundlich und unsicheren Kantonisten auf der schwarzen Liste", schreibt er in seiner Autobiografie.

So geht er nach Berlin, um die dortigen Arbeitsmöglichkeiten zu erkunden. Dann folgt eine kurze Beschäftigung bei einer privat finanzierten Filmproduktion des Regisseurs Alfred Bolongaro-Crevenna. Volker von Collande ist der Hauptdarsteller und gedreht wird auf dem Gut seiner Großmutter in der Lüneburger Heide. In der dortigen Pension macht Odeman die für sein weiteres Schicksal verhängnisvolle Bekanntschaft eines zwanzigjährigen Buchhändlers aus Hamburg, Hans Volkart Zwischen den beiden Männern entwickelt sich eine Liebesaffäre. Nach den Filmaufnahmen geht Odeman im Oktober 1936 entgeltlich nach Berlin und Hans Volkart folgt ihm wie besprochen. Sie wohnen jedoch nicht zusammen und überhaupt zeigt Hans jetzt mehr Interesse an anderen Herren-Bekanntschäften. Mit seinem neuen Freund Meinssen führt der Einundzwanzigjährige ein luxuriöses und offenes Leben. "Nichts ahnend ging ich eines Nachmittags am Breitenbachplatz spazieren, als ein Auto einige Schritte vor mir hielt. Zwei auffällige Gestalten stiegen aus. Zwei junge Burschen mit kurzen Hosen, nicht etwa Shorts, wie sie inzwischen von jedermann getragen wurden, hier war eine Betonung der Extremitäten beabsichtigt, die jedem auffallen mußte. Man sah sich nach diesen beiden Erscheinungen um, man zeigte Verwunderung, man schüttelte die Köpfe. Das Bild wurde durch eine riesige schwarze Dogge noch besonders augenscheinlich gemacht, die gemessenen Schrittes neben dem einem Burschen am Halsband geführt wurde. An-

fangs erkannte ich sie nicht, dann aber sah ich: es waren Hans Volkart und sein Freund Meinssen. Eine Begrüßung war nicht zu vermeiden, und in affektierter Weise gerieten sich die beiden, auch der sonst noch zurückhaltend gewesene Meinssen hatte inzwischen jegliche Scheu verloren. So gab man auf dem Trottoir eine Szene, die den Passanten höchst sonderbar erschienen sein muß. Volkart hatte seine blonden Haare als Siegfried aus dem alten Nibelungenfilm frisiert, der gewaltige Schopf leuchtete in der Sonne, die monumentale Dogge gab ihm ein attraktives Relief, das jedoch nicht in die Zeit paßte, die auf Mannesertüchtigung und Reckenzüchtung ausgerichtet war."

In den Beginn des Jahres 1937 fällt Odemans Bekanntschaft mit Pamela Wedekind, der Tochter Frank Wedekinds, die ihr gemeinsamer Freund Erich Ziegel vermittelte. Pamela war es dann, die ihm zu gemeinsamen Engagements verhalf und ihn an Gründgens vermittelte, den er schon aus Hamburg kannte. "Es konnte von niemandem nachempfunden werden, was dieser Gang für mich bedeutete. Bei Erich Ziegel und bei Salomon in Hamburg war Gründgens ein Schauspieler, zwar das beste Pferd im Stall, wenn auch seinerzeit schon mit vielen Kapricen und diversen Allüren behaftet, doch jetzt hatte sich das Blatt so vollkommen gewendet, man könnte besser sagen, der Wind war indessen so umgeschlagen, daß die schrullige, kurzsichtige, zarte Erscheinung dieses Mannes zu einer Art Mikado, zu einer ehrfurchtgebietenden Gestalt geworden war. Was sollte ich machen. Und da G. G., wie man ihn nannte, nichts vergaß, so konnte er nicht vergessen haben, daß er einmal ein, oder auch beide Augen begierdevoll auf Muli ruhen ließ. Der aber von ihm keine sonderliche Notiz nahm. Das alles war gar nicht einmal so lange her. Muli hatte aus seiner Zurückhaltung, und seinem Verhältnis zu mir niemals ein Hehl gemacht, was zur Folge hatte, daß er trotz anfänglichen Interesses seitens Gründgens plötzlich nicht mehr für diese Aufgabe in Betracht kam. Auch ich wurde daraufhin kühl und en passant von ihm notiert. Und jetzt? Zu ihm gehen? Nicht einfach für mich. Und doch, das war das merkwürdige, er hatte Pamela Wedekind gesagt, ja er erinnere sich [...] Ich muß gestehen, die Begrüßung war die wärmste, nichts von hoher Stellung, nichts vom gewaltigen Avancement war zu merken, zuerst ein paar Fragen, ob man schon länger in der Stadt sei, auch daß man sich nicht im geringsten verändert habe und noch einige dieser Höflichkeiten, die jeder Leutselige rasch zur Hand hat und die ihm die Zuneigung der Untergebenen sichern. Er war sofort bereit mir ausführlich zu erklären, was ihm vorschwebte, was er von mir wollte."

Am 29. 11. 1937 erfolgt die Verhaftung von Robert T. Odeman durch zwei Gestapo-Leute, die ihn zur Vernehmung in die Prinz-Albrecht-Straße bringen. Dort wird er dem bereits verhafteten Hans Volkart

gegenübergestellt, der angesichts des dortigen Terrors Odeman als seinen Verführer darzustellen sucht, um selbst weiterer Bestrafung zu entgehen. Wie Odeman nach dem Krieg von Meinssen erfährt, war dieser als Mitglied einer verbotenen Pfadfindergruppe von der Gestapo aufgesucht worden. Dabei wurde er mit Hans Volkart in Flagranti ertappt und beide sofort mitgenommen. Odeman wird noch am selben Tag ins Polizeigefängnis am Alexanderplatz verlegt. Das Gericht spricht ihn wegen Vergehens gegen § 175 und §175a, also auch wegen Verführung Minderjähriger, damals unter 21 Jahren, schuldig und verurteilt ihn zu einer 27monatigen Haftstrafe. Noch am selben Tag wird er ins Gefängnis Moabit gebracht. In zahllosen schlaflosen Nächten sinniert er über seine bisherige völlig falsche Einschätzung der politischen Situation und der verpaßten Chance einer Emigration, die noch im Frühjahr desselben Jahres möglich gewesen wäre. "Plötzlich dachte ich an Muli Schwester, an Pamela. Ich hörte wieder jeden Satz ihrer Beschwörungen als wir in Edinburg telefonierten. Besaß sie die Gabe des second sight? Der Gedanke an sie ließ mich meine augenblickliche Lage in einem ganz anderen Licht erscheinen. War ich leichtfertig in eine offensichtliche Falle zurückgegangen? Wie war es möglich, daß ich ihre Warnungen, eine kommende Gefahr angehend, nicht ernst nehmen wollte? Hatte ich denn nicht genug Beweise rings um mich gehabt? Die Vogel-Strauß-Eigenschaft an mir, bei bedrohlichen Geschehnissen den Kopf in den Sand zu stecken, sollte sich quittieren? Jawohl, ich war ein Außenseiter der Gesellschaft gewesen, dem es bisher gelungen war, sich bei allen Exzessen der bösen Macht, die unsere Nation beherrschte, angeekelt und gelangweilt abzuwenden, im törichten Glauben, daß eben diese Ausfälle keine lange Lebensdauer in sich tragen konnten. Ich hatte mich in der Zuversicht befunden, daß solche Weltverbesserer, die nach dem Rezept, welches hektische und hysterische Ideologien verbissen verfolgte, ebenso rasch wieder gehen müssen wie sie gekommen waren. Mit dieser Ansicht stand ich allerdings nicht allein da, diese wurde auch noch von anderen Menschen vertreten, solche Menschen, die abseits abwarteten, bis der Kulminationspunkt überschritten sei, und ein Erlahmen, ein Abflauen einträte." Seine Haft muß er in verschiedenen Gefängnissen Berlins absitzen. Am 7. Februar 1940 wird er zwar vorerst wieder entlassen, erhält jedoch Berufsverbot und wird unter Polizeiaufsicht gestellt. In dieser Zeit kann er sich über Wasser halten, indem er einige befreundete Sängerinnen als Klavierbegleiter bei ihren Wehrmachtstourneen begleitet. Durch die Überwachung seiner Post gelangen jedoch einige Liebesbriefe in die Hände der Justiz, Briefe eines "halb-jüdischen" Freundes, Erdmann Königs aus München, und Briefe aus dem Ausland, "die es an Deutlichkeit nicht fehlen ließen. So häufte sich, ohne daß ich es

verhindern konnte, ein erschwerender Punkt zum anderen." So kam auch noch der Vorwurf der "Rassenschande" hinzu, sodaß Robert T. Odeman im November 1942 abermals verhaftet und ins KZ Sachsenhausen verbracht wird.

Odeman gelingt es wegen seines verkrüppelten rechten Armes, in der Schreibstube beschäftigt zu werden und so den Arbeitskommandos wie Klinkerwerk und Tongrube zu entgehen, die seinen sicheren Tod bedeutet hätten. Sein unerschütterlicher Lebenswille, der ihn sich selbst beschwörend zwanzigmal am Tag sagen läßt: "Ich komme hier lebend raus!" hilft ihm, das KZ zu ertragen. Auch der Briefkontakt mit seinen Freunden, Briefe von und an die Kolleginnen Olga Rinnebach und Pamela Wedekind sind belegt, stützt ihn. In der Schreibstube kann er dann sogar einige Karteikarten von gefährdeten Häftlingen verschwinden lassen. Einer, dem er so das Leben rettete, war der Bruder der Schauspielerin Alexa von Poremski, der wohl als politischer Häftling in Sachsenhausen war. Aus den drei erhaltenen Briefen der Schauspielerin Olga Rinnebach an Odeman vom Frühjahr 1945 läßt sich ersehen, daß er zuerst im Block 11 des Lagers und dann im Block 32 untergebracht war. Robert T. Odeman schließt Freundschaft mit anderen Homosexuellen, von denen zwei noch namentlich bekannt sind. Das ist zum einen der Holländer Robert Muray-Bakker und zum anderen der Hamburger Erni, dem er am 16. Februar 1945 zum 32. Geburtstag das Gedicht "Zum 32. Geburtstage hinter geladenem Draht!"

zueignet. Das erhaltene, im Lager auf der Maschine geschriebene Originalblatt trägt die handschriftliche Widmung: "Lieber Erni! Für heute und später als ein Beweis, daß wir zusammenhalten! Dein Tommy". Bei der Auflösung des Lagers, auf dem Marsch Richtung Ostsee gelingt es den drei Freunden am 19. April 1945 gemeinsam zu entkommen. In der Nähe von Warsow in Mecklenburg lassen sie sich nachts wie verabredet wie tot in den Straßengraben fallen und fliehen, nachdem der Zug der Häftlinge weitergezogen ist.

Robert T. Odeman wird vom Pfarrer der Gemeinde Warsow aufgenommen und erlebt hier seine letztendliche Befreiung durch amerikanische Soldaten als Organist der Kirche. Noch 1945 kehrt er nach Berlin zurück. Eine Lungenerkrankung in Folge der jahrelangen Haft zwingt ihn jedoch, zur Kur nach Mecklenburg zurückzukehren. Seit 1946 lebt er dann wieder bis zu seinem Tod 1985 als Text- und Musikautor in Berlin. In den 50er Jahren tritt er in den Kabarets der Stadt auf, so auch immer wieder bei Kelch in der Motzstraße am Nürnberger Platz, einem stadtbekanntem einschlägigen Lokal, das von der Inhaberin Gerda Kelch zusammen mit ihrer Freundin geführt wird.

Robert Odemann

geb. 30. 11. 04

N= 12 17 27

Block 32

Sonntag den 4. Febr.

Mein geliebter Tom, Gott sei Dank kam die erste Nachricht von Dir gestern ins Wolkenheim geflattert. Wir hatten gerade den Angriff gut überstanden - nur gegenüber traf es 2 Häuser - aber bei uns blieb alles heil, selbst die Fenster. Deine Post vom 7.1. erhielt ich nicht - nun kannst Du Dir ja denken, wie aufgeregt Deine Yvette war. Nun kannst Du mir ja 2x im Monat schreiben - ach wie werde ich warten! Deinen Eltern geht es gut - ich schreibe gleich und sage Deine Adresse - aber sie sollen mir schreiben, damit ich die Post richtig einteile. Sie bekamen im Januar 200 M. von mir - mach' Dir keine Sorge! Dir schicke ich 50 Mark und willst Du mehr, so schreibe es mir. Da man keine Pakete per Post schicken kann - werde ich sehen, wie ich Dir das erste zukommen lassen werde - ob ich es abgeben kann? Alle Deine Freunde steuern etwas zu, - das sagten sie mir gleich. Morgen gehe ich gleich "sammeln". Ich gehe in keine Fabrik, sondern mache Heimarbeit, also bin ich immer zu Hause und bleibe auch in Berlin, dann bin ich immer in Deiner Nähe - - Spürst Du auch alle meine guten Gedanken und Wünsche, die ich Dir sende? Was die Kunst macht? Mein Geliebter - ich war sehr fleißig und die liebe Colas muß mich begleiten - - sie hat seit ihrer Kindheit nicht mehr gespielt - aber es geht - wenn es nicht zu schwer ist. Wir studierten von Dir - den Pagen der Marie - Antoinette und das Wiegenlied an ein Menschenkind. Da mußte Deine Yvette erst Dein Notengekritzeln entziffern und fein säuberlich aufschreiben. Da kann ich Dir später aber schön helfen - - nicht allein, daß ich Haus und Hof bestelle und Deine Muse bin, - so kommt dann auch noch das hinzu. Wie viele schöne Lieder werden da

entstehen. Ich lernte auch das Chanson von Käthe Dorsch gesungen aus dem Film Yvette - von den 3 kleinen Kindern und dem Sankt Nikolaus. Du siehst, daß trotz vieler Arbeit auch dazu noch Zeit bleibt. Da mein Telefon (alle 92 und 91 Nummern) kaput ist bin ich von der Umwelt abgeschlossen. Ich sehe Gerda Peter - - beide leben ihr Turteltaubendasein draußen im Häuschen. Peter macht den Poppenspielerfilm. Die Ehser hatte noch keine Drehtage - aber er wird gemacht. Mama Hase kommt immer vorbei - vom Jungen ist endlich Nachricht gekommen. Sie ist wieder in der alten Wohnung und ist immer so rührend besorgt. Also alle Deine Lieben leben und sind frohen Mutes. Wie schön, daß Du in der Freizeit lesen kannst. Aber schreiben darfst Du wohl nicht?

Bleibe mir gesund und erhalten - - ich brauche Dich sehr und es gibt später auch wieder Arbeit für uns. Jetzt heißt es hart sein und durchhalten.

Nun nehme ich Dich einmal ganz fest in meine Arme und sage Dir, daß ich immer an Dich denke und bei Dir bin. Alle Freunde grüßen und Maschi will 2 Zeilen für sich haben. Deine Yvettchen - Olga Liebes Tommylein, die Freude war groß im Wolkenheim, daß es Dir gut geht. Möge es so bleiben. Weiter Gutes mein Junge. Deine Maschi.

Robert Odemann

N= 12 17 27 Block 11

geb. 30. XI. 04

Montag 19. März

Mein geliebter Tom, Ich bin ja so froh, daß ich gute Post von Dir habe - letztes Schreiben war vom 5. III. Ich antworte heute noch einmal, weil ich annehme, daß durch die Angriffe oft Post verloren geht und Du dann beunruhigt sein könntest. Gott sei Dank ist alles in Ordnung im Wolkenheim - - ich war heute dort, woraus Du entnehmen kannst, daß ich zur Zeit im Häuschen bin. Rär (Ohser und Macy waren - auch hier - - letztere ist wieder leidend und muß schwere Diät halten und da muß ich nun "zaubern". Das ist natürlich recht schwer - - denn man muß sich recht strecken um auszukommen. Hier draußen ist es himmlisch - Klein-Gärtchen beginnt sein Frühlingskleid anzuziehen. Die Amseln singen und man ist nicht so in dem kaputten Häusermeer - - Luftschutzkeller ist dafür gleich null - man hört alles - aber dafür hat man nicht 5 Stockwerke auf sich! Der Tag ist nur zu kurz für all die Arbeit und meine Hände können die liebe Laute kaum noch spielen, so verarbeitet sind sie. Heute "faßte" ich neue Heimarbeit - die ich lieber hier auf der Maschine nähe, als in der Nähstube - kleine Kinderkleider - Schürzen Wäsche aus Volksofergaben. Das ist sehr nett - - - aber wenn man nur abends nähen könnte, jedoch da hockt man nutzlos im Dunkeln - - Das wurmt denn Deine Anna. Mein Liebling - nun habe ich endlich wieder Telefon und kann mal herumtelefonieren, damit ich Dir was bringen kann - wenn Du schreibst, daß es geht. Hoffentlich kriege ich was - denn es ist nicht mehr leicht - - aber es muß gehen. Deinen lieben Eltern geht es gut - ich schreibe ihnen; Mary & King sind nun restlos ausgebombt im Geschäft - - Tante Lina immer die gleiche liebe Alte - versorgt vergrämt wegen der Jungens - - es kommt so spärlich Nachricht. Man sieht sich immer weniger, teils durch die schlechte Verbindung und Mangel an Zeit. Es fahren doch auch viele Bekannte weg - - alles verstreut sich. Ich bleibe aber - wenn es geht - - schon wegen Deiner Nähe und wohin? Das Los der Wanderschaft ist auch nicht schön - - hier kann man doch vielleicht nützlich sein. Wenn Du nur bald da sein könntest - - wir sprechen so oft von Dir und ich denke immer an Dich - - halte nur aus - - dann wollen wir ein neues Leben beginnen. - gell? - Zum lesen komme ich kaum - Ich habe Deine Tiergeschichten aus Deiner Bibliothek gelesen - das kleine Schwalbenbuch - dann die sonderbare Vogelstube - nun schmökere ich in Gerdas Büchern. - Sturm über Jamaika ein sehr amüsantes Kinderbuch - über dem ich aber immer nachts einschlafe. Es ist eben doch keine Zeit mehr für die Dinge seit ich hier draußen bin. Ich fühle mich nur so wohl - das ist die Hauptsache - bestelle Haus - Hof und Garten und nähe Kinderkleider - - Sorge für Macy - daß sie gesund wird und denke an das Pferdchen!

Mach es gut - und bete für mich, daß wir uns auch wieder finden. Alle grüßen! und ich nehme Dich mal ganz fest in den Arm - Deine Yvette.

1)
Robert Odemann
geb. 30. 11. 04.
Pz 1217 27
Block 32

Sonntag den 4. Feb

Mein geliebter Tom, Gott sei Dank kam die erste Nachricht von dir gestern ins Werken beim Geflatter. Wir hatten gerade den Angriff gut überstanden - nur gegenüber traf es 2 Häuser - aber bei uns blieb alles heil, selbst die Fenster.
Deine Post vom 7. 1. erhielt ich nicht - umsonst Du du ja denken, wie aufgeregt deine Gvette war. Umsonst du mir ja 3 + im Monat schreiben - ach wie werde ich warten! Deinen Eltern geht es gut - ich schreibe gleich und sage deine Adresse - aber sie sollen nur warten, damit ich die Post richtig einteile. Sie bekamen im Januar 200 M. von mir - mach' dir keine Sorge! Dir schicke ich 50 Mark und willst du mehr, so schreibe es mir. Da man keine Pakete per Post

schicken kann - werde ich sehen, wie ich dir das erste zukommen lassen werde - ob ich es abgeben kann? Alle deine Freunde steuern etwas zu, - das sagten sie mir gleich zu. Morgen gebe ich gleich sammeln. Geh' nicht in keine Fabrik, sondern mache Heimarbeit, also bin ich immer zu Hause und bleibe auch in Berlin, dann bin ich immer in deiner Nähe - - Spürst du auch alle meine guten Gedanken und Wünsche, die ich dir sende was die Kunst macht? Mein geliebter - ich war sehr fleißig und die liebe Colas muß mich begleiten -- sie hat seit ihrer Kindheit nicht mehr gespielt - aber es geht - weil es nicht zu sehr ist. Wir studierten von dir - den Papen der Marie - An - Foinette und das Wiegenlied an ein Menschenkind



Da musste deine Tante erst dein Notengekrügel
entziffern und fein säuberlich aufschreiben.
Da kann ich dir später aber schon helfen -- nicht
allein, daß ich Haus und Hof bestelle und deine
Müse bin, -- so kommt dann auch noch das
hinzu. Wie viele schöne Lieder werden da entstehen.
Ich lernte auch das Chanson von Käthe Jursch
gesungen aus dem Film Goethe -- von den 3 kleinen
Kindern und dem Sankt Nikolaus. Du siehst, daß
trotz vieler Arbeit auch dazu noch Zeit bleibt.
Da mein Telefon (alle 92 und 91 Nummern) kaputt
ist bin ich von der Umstellung abgerufen. Ich sehe
Gesda Peter -- beide leben ihr Turteltaubendasein
draußen im Häuschen. Peter macht den Popperspieler
film. Die Faser hatte noch keine Drehtage -- aber er

wird gemacht. Mama Hase kommt immer vorbei --
von Tübingen ist endlich nachricht gekommen. Sie ist wieder
in der alten Wohnung und ist immer so rührend be-
sorgt. Also alle deine Lieben leben und sind frohen
Mutes. Wie schön, daß du in der Freizeit lesen kannst
aber schreiben darfst du wohl nicht?

Bleibe mir gesund und erhalten -- ich brauche dich
sehr und es gibt später auch wieder Arbeit für uns.
Jetzt heißt es hart sein und durchhalten.

Nun nehme ich dich einmal ganz fest in meine Arme
und sage dir, daß ich immer an dich denke und
bei dir bin. Alle Freunde grüßen und Machi will
2 Seiten für sich haben. Deine Tretchen-Plaga
Liebes Formulein die Freude war groß im Volkstum
es dir gut geht. Wäre es so bleiben. Weiter gutes mein ~~gutes~~ deine da



raum 000000
nr. 121727 Block 11
Feb. 30. XI. 04.

Freitag 9. II

Mein geliebter Tom, Ich bin ja so froh, daß ich gute
Post von dir habe - letztes Schreiben war vom 5. III.
Ich antworte heute noch einmal, weil ich annehme,
daß durch den Aufriß oft Post verloren geht und
du dann beunruhigt sein könntest. Gott sei Dank ist
alles in Ordnung im Wolkenheim -- ich war heute dort,
woraus du entnehmen kannst, daß ich zur Zeit im
Hauschen bin. Räk (Olser) und Macy waren - auch
hier -- Lessee ist wieder leidend und muß ich viel
halten und da muß ich nun "zaubern". Das ist natür-
lich recht schwer -- denn man muß sich recht strecken
um auszukommen. Hier draußen ist es kühllich -
Klein-Jantelen beginnt seine Frühlingkleid anzuziehen
die Amseln singen und man ist nicht so in dem
Kaputen Häusermeer -- Luftloch & Keller ist dafür

gleich mühl - man hört alles -- aber dafür hat man
nicht 5 Stockwerke auf sich! Der Tapich nur zu kurz
für alle die Arbeit und meine Hände können die liebe
laute Raum nicht spielen, so verarbeitet sind sie.
Heute "fachte" ich neue Heimarbeit - die ich lieber
hier auf der Maschine nähe, als in der Nähstube -
kleine Kinderkleider - Chuzgen Häute aus Volkroffen
gaben. Das ist sehr nett -- aber denn man nur
abends nähen könnte, jedoch da lockt man
nuzlos im Dunkeln -- das wurnit denn deine
Ama. Mein diebling - nun habe ich endlich wie-
der Telefon mit Raum und herumtelefonieren
damit ich dir was frügen kann - wenn du schreibst
daß es geht. Hoffentlich kriegt ich was - denn es nies
mehr liebt -- aber es muß gehen.



Deinen lieben Eltern geht es gut - ich schreibe ihnen
Mary & King sind nun restlos ausgesandt in Ge-
sellschaft -- Gatte lina ihnen die gleiche liebe Abbe-
versorgt und versorgt wegen der Gruppen -- es kommt
so spätlich Nachricht. Man sieht sich immer ve-
niger, teils durch die schlechte Verbindung und
Mangel an Zeit. Es fehlen doch auch viel Bekannte
weg -- alles verstreut sich. Ich bleibe aber - wenn
es geht -- leben wegen deiner Nähe und wohin?
Das das der Handerschaft ist auch nicht schön --
hier kann man doch vielleicht möglich sein.
Komm du nur bald da sein können -- wir sprechen
so oft von dir und ich denke immer an dich -- bal-
de wir aus -- dann sollen wir mal ein neues Leben
beginnen. - geht? - zum lesen komme ich kaum.

Ich habe Deine Tiergeschichten aus Deiner
Bibliothek gelesen - das kleine Leinwadenbuch -
dann die sonderbare Vogelhebe - nun schreibe
ich in der das "Süchlein" - Humm über Tawaitia ein
sehr amüsantes Kinderbuch - über dem ich aber immer
nachts ein schlafte.. Es ist eben doch kleine Zeit.
mehr für die Dinge seit ich hier draußen bin.
Ich fühle mich nur so wohl - das ist die Haupt-
sache - bestelle Haus - Hof und Garten und viele
Kinderkleider -- sope für Macy - daß sie gesund
wird und denke an das Pferdchen.
Mach es gut - und bete für mich, daß wir uns
auch wieder finden. Alle grüßen!! und ich
nehme dich mal ganz fest in den Arm - Deine
Loette.



B U C H B E S P R E C H U N G E N

Nico Naldini: Pier Paolo Pasolini. Eine Biographie. Aus dem Italienischen von Maja Pflug. Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 1991.

Auch wenn der sonderbare heterosexuelle Kult um den 1975 ermordeten Dichter und Filmregisseur Pasolini nicht sehr beeindruckt, kann doch die vorliegende, von seinem Vetter in Form einer Chronik verfaßte Lebensbeschreibung, der viele, teilweise wirklich schöne Fotografien beigelegt sind, mit einigem Gewinn lesen.

Als Pasolini mit seinem ersten langen Kinofilm »Accatone« reich und berühmt wurde, war er schon 38 Jahre alt, und hatte bis dahin, in den Jahrzehnten nach dem Krieg, das Leben einer gewöhnlichen italienischen Tunte geführt, die sich ihren Unterhalt als Lehrer und Journalist verdiente und daneben, wie das in diesen Kreisen normal gewesen sein dürfte, einem Drang zum Höheren, zu den schönen Künsten und zur Poesie folgte. Der Durchbruch zur internationalen Erfolgskarriere in den sechziger Jahren war dann das Ungewöhnliche und für die schwule Sozialgeschichte weniger Interessante, kultisch und kommerziell aber um so besser verwertbare Ereignis.

Unermüdliches Briefe- und Tagebuchschreiben ermöglichen eine einigermaßen lückenlose Rekonstruktion des Alltagslebens an der Seite seiner Mama, abwechselnd in Rom und in seiner friaulischen Heimatprovinz.

Etwa von 1947 bis zu seinem Ausschluß 1949 war Pasolini in der Kommunistischen Partei Italiens aktiv und scheint hier sogar ein bißchen schwule Kulturpolitik gemacht zu haben, etwa 1947 in Florenz: »Im Juli fährt er nach Florenz zu den Treffen der Kommunistischen Jugend. In der Abteilung für Dramatische Kunst stellt er die erste Szene des zweiten Aktes von *Il Cappellano* vor, in der er selbst die Figur des Eligio spielt, des Jungen, der vom Pfarrer geliebt wird; der Freund Alberto Accorsi aus San Vito spielt den Kaplan.« Als er dann im Oktober 1949 »wegen Verführung Minderjähriger und Unzucht in der Öffentlichkeit« angezeigt wird und die Provinzzeitungen darüber berichten, wird dies der Anlaß zum Parteiausschluß. Der verderbliche Einfluß von Gide, Sartre und anderer dekadenter Literaten wird in einem Kommentar der KP-Zeitung als Ursache für Pasolinis Sexualstraftaten ausgemacht, und als er im Dezember 1950 aufgrund der Anzeige zu drei Monaten Gefängnis mit Bewährung wegen Unzucht verurteilt wird, ist dies auch das vorläufige Ende seiner Berufstätigkeit als Lehrer.

Die biographische Chronik Naldinis ist leider zu lückenhaft und, was das schwule Alltagsleben be-

trifft, allzu wortkarg, so daß sie nur als eine erste grobe Annäherung und Sammlung von Hinweisen und Materialien zu einem Thema betrachtet werden kann, das einer genaueren Erforschung harret und das vielleicht durch künftige Veröffentlichungen aus Pasolinis Nachlaß besser erhellt werden dürfte.

Manfred Herzer

Dominique Fernandez: Der Raub des Ganymed. Eine Kulturgeschichte der Homosexualität. Aus dem Französischen von Verena Vannahme. Beck & Glöckler, Freiburg 1992. 358 Seiten.

In einem Ton, der gemischt ist aus einer etwas altmodischen Emanzipationsrhetorik (Homosexualität ist genauso natürlich wie Heterosexualität, wenn nicht gar noch natürlicher) und Anekdotengeplauder über die großen homosexuellen Männer der Geschichte, über Kunstwerke, Romane und Filme, die manche Schwulen mögen, werden 350 Seiten gefüllt, ohne daß dem Leser klar wird, wozu das Ganze gut sein könnte. Die geäußerten Gedanken sind nicht sehr originell, die Sprache ist zumindest in der Übersetzung ziemlich reizlos, und die mitgeteilten Fakten sind zu oft schief und falsch. Nachdem man sich durch die ersten Kapitel hindurchgequält hat, beginnt man zu ahnen und zu bedauern, welches Buch statt der vorliegenden angeblichen »Kulturgeschichte« leider nicht geschrieben wurde: der Bericht eines heute etwa sechzigjährigen schwulen Franzosen über sein schwieriges und beeinträchtigtes Leben in den fünfziger und sechziger Jahren. Wenn er von seinen Leseerfahrungen und seinem Kunstkonsum (die Oper, das Kino und Männerakte als Motive der bildenden Künste) erzählt, bedauert man, daß er ganz schnell wieder von diesem Thema abschweift und sich in feuilletongemäßem Fabulieren ohne Witz und Charme ergeht. Es herrscht wirklich ein Mangel an solchen Berichten über das Leben und Treiben von Durchschnitts-Tunten in vergangenen Epochen, in Frankreich vermutlich ebenso wie hierzulande. Und es wäre zu hoffen, daß Fernandez sich aufrafft und eine gewissenhafte Chronik des eigenen Lebens vorlegt, statt über sogenannte große Männer und die vermeintlich »sexuelle Bedeutung« mehr oder weniger großer Kunstwerke zu rasonnieren.

Manfred Herzer

Rainer Hoffschildt: Olivia. Die bisher geheime Geschichte des Tabus Homosexualität und der Verfolgung der Homosexuellen in Hannover. Selbstverlag, Hannover 1992. 200 Seiten

»Olivia« hieß eine Gaststätte in Hannover, die sich in der Erinnerung hannöverscher Schwuler, die Rainer Hoffschildt interviewte, als »legendär« darstellt. Lesben und Homos, lustige Transvestiten und saufende SA-Männer gaben sich hier ein Stelldichein, und bis zur endgültigen Schließung irgendwann 1934 »kam es kaum zu ›Ausschreitungen‹«, weil das Lokal von der Kriminalpolizei überwacht wurde. Einen geeigneten Titel für ein Buch über die schwule Geschichte Hannovers zu finden, ist gewiß nicht leicht; und warum nicht »Olivia«, wenn es doch vor allem auf den Inhalt ankommt? Dieser Inhalt ist wirklich imposant. Rainer Hoffschildt hat eine beeindruckende Fülle an Dokumenten, Bildern und mündlichen Überlieferungen zusammengetragen und zu einem Panorama der gleichgeschlechtlichen Stadthistorie arrangiert. Wenn er auch manchmal, etwa bei der mittelalterlichen Strafrechtspflege, bei der nazistischen Bücherverbrennung oder bei Männern wie Georg Friedrich Händel oder Ludwig Klages ein bißchen zu viel auf Spekulationen und Mutmaßungen zurückgreift, um einen Bezug zu seinem Thema herzustellen, bleibt doch der Eindruck einer gar nicht hoch genug einzuschätzenden Pionierarbeit, die zudem noch angenehm zu lesen ist und durch geschmackvolle, reich illustrierte Ausstattung für sich einnimmt.

Die eigentliche Stärke des Buches kommt in der zweiten Hälfte zum Tragen, wo es um die Homosexualität der letzten fünfzig Jahre geht und wo besonders häufig Zeitzeugen-Interviews verwendet werden. Hier hat Rainer Hoffschildt einen bedeutenden Teil seiner Arbeitskraft investiert und konnte teilweise hochinteressante Ergebnisse vorlegen. Die vielen scheinbar nebensächlichen Details aus den schwulen Lebensläufen fügen sich zu einem äußerst anschaulichen Abbild des moralischen und kulturellen Klimas und seiner Wandlungen in den letzten Jahrzehnten, dem durchaus eine gewisse Repräsentativität für westdeutsche Großstädte zukommen dürfte.

Manfred Herzer

Camille Paglia: Die Masken der Sexualität. Aus dem Amerikanischen von Margit Bergner, Ulrich Enderwitz, Monika Noll. Byblos Verlag, Berlin 1992. 855 S.

In den vergangenen beiden Jahren sind zwei extrem unterschiedliche Bücher über die Ordnung der Geschlechter ins Deutsche übersetzt worden. Beide waren 1990 in den USA erschienen und hatten dort Furore gemacht: Zum einen Judith Butlers »Gender

Trouble. Feminism and the Subversion of Identity« (deutsch: »Das Unbehagen der Geschlechter«) und zum anderen Camille Paglias »Sexual personae« (deutsch: »Die Masken des Begehrens«). Während Butler darauf abhebt, daß schon das Faktum der biologischen Geschlechterunterscheidung als eine soziale Konstruktion zu verstehen sei und damit eine der letzten Gewißheiten, die in unserer Kultur noch selbstverständlich gelten, in Frage stellt, postuliert Paglia die Existenz von naturgegebenen Letztgewißheiten. Vor zehn Jahren, als sie begann, für »Sexual personae« einen Verlag zu suchen, schien die Zeit noch nicht reif, einen solchen Versuch zu publizieren

Jetzt wird er zumindest in den USA mehr oder weniger ernsthaft diskutiert, jedenfalls soweit die inhaltlichen Thesen nicht von der gekonnt provokanten Selbstinszenierung der Autorin überdeckt werden.

Um ihre Kernthese zu begründen, schließt Paglia zwei interpretative Vorgehensweisen zusammen. Zum einen bedient sie sich eines Verständnisses von Personen, Dingen und Ereignissen, das gewisse Anklänge an die Gestaltpsychologie der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts aufweist, und zum anderen der These einer (vielleicht notwendigen) Maskierung von Impulsen, die psychoanalytischem Denken entstammt. Diese These verbindet sie mit dem Gedanken Nietzsches der ewigen Wiederkehr. Der Anklang an die Gestaltpsychologie besteht in der Art, wie Paglia zwischen höchst disparaten Phänomenen Verbindungen herstellt — dieses Vorgehen ließe sich mit dem Begriff der »Wesenseigenschaft« beschreiben. Darunter werden Eigenschaften verstanden, die einem Objekt als Ganzem zukommen, aber von seiner materiellen Beschaffenheit und Gestalt unterschieden sind. Ein sonniger Frühlingmorgen zum Beispiel kann ebenso als heiter erlebt werden wie eine Person. Dabei steht es außer Frage, daß Personen und Frühlingmorgen verschiedene Gegenstände sind, ihre materielle Beschaffenheit ist grundverschieden und doch gibt es eine Qualität, die beiden situativ jeweils ganzheitlich zukommt. Dadurch wird es möglich, so verschiedene Phänomene mit einem und demselben Wortsinnvoll zu charakterisieren.

In der Kombination mit der These der Maskierung bekommt ein solcher Gedankengang allerdings ein Höchstmaß an Beliebigkeit. Es geht nämlich nicht mehr darum, Phänomene zu beschreiben und zueinander ins Verhältnis zu setzen, sondern darum, in allen Phänomenen das Maskierte zu entdecken. Das Resultat ist eine Art Welttheater, in dem alles und jedes zum Ausdruck von irgendetwas werden kann. Auch der Körper kann so zum Ausdruck einer Idee werden. Der Argumentationsduktus, der sich daraus ergibt, liest sich so: Männer werden durch »den eigenen aufsässigen Leib über sich hinaus getrieben ... die männliche Projektion, wie sie in Erektion und

Ejakulation ihren Ausdruck findet, ist Vorbild aller kulturellen Projektion und Ideenbildung — von der Kunst und Philosophie bis zu Phantasien, Halluzinationen und obsessiven Wahnvorstellungen ... eine Erektion ist ein Gedanke und der Orgasmus ein Vorstellungsakt«. »Ejakulation« und »Philosophie« sind jeweils ein Ausdruck der »männlichen Projektion«. Welchen Status diese vorgängige Realität hat, die sich in so disparaten Phänomenen inkarniert, wird nicht geklärt. Ebenso wenig wird erläutert, wie die wesentliche Eigenschaft »männliche Projektion« in so unterschiedlichen Erscheinungen wahrzunehmen sein soll. Das Entscheidende ist: Eine wesentliche Überwirklichkeit ist in allen Phänomenen zu entdecken.

Die wesentliche Wirklichkeit ist nun nicht nur auf die männliche Projektion beschränkt. Diese ist vielmehr Bestandteil des apollinischen Prinzips, das seit Urzeiten mit dem dionysischen im Kampf liegt. Vor diesem ursprünglichen Dualismus verblaßt die Vielfalt der erscheinenden Welt, und Paglias geschärftes Auge erblickt, wo sie auch hinschaut, diesen Urstreit in ewiger Wiederkehr. Gleichgültig, ob die Autorin von Wirbelstürmen, Autos, Pobacken oder Gedichten schreibt, immer sieht sie eins dieser Prinzipien oder beide am Werk. »Der fettreiche weibliche Körper ist ein Schwamm. Auf dem Höhepunkt von Menstruation und Geburtsakt ist er zur Passivität verurteilt und an seinen Ort gebannt, während die dionysische Macht ihn Woge auf Woge durchbrandet.« Wie im weiblichen Körper, so branden dionysische, das heißt chthonische Wogen auch in der Kulturgeschichte: »Mit der Romantik vollzog sich ein Schwenk hin zu Dionysos, dem Gegenspieler Apollons, den eine gewaltige Woge des Chthonischen emporträgt.«

Nachdem das dualistische Prinzip in den ersten Kapiteln vorgestellt worden ist, startet Paglia zu einem Parforceritt durch die Kulturgeschichte: von der ägyptischen zur griechischen Kultur über die europäische Renaissance bis zur Romantik, um mit der amerikanischen Lyrikerin Emily Dickinson zu schließen. Eine imposante achthundertfünfzigseitige Fleißarbeit, die dem Leser allerdings viel Mühe und Geduld abfordert, wen die Interpretation zum wiederholten mal immer das gleiche zutage fördert. Widerstrebende Phänomene haben nämlich gegen Paglias rigorosen Ordnungswillen kaum eine Chance. Die homerischen Helden der Ilias etwa gelten ihr als Inbegriff des gepanzerten westlichen Individuums, das sich aus eigenem Antrieb der Welt gegenüberstellt. Bei genauerem Hinsehen hätte allerdings auch Paglia feststellen können, daß die Helden der Ilias gerade nicht aus eigenem Antrieb handeln, sondern daß die Götter buchstäblich in ihre Leiber eingreifen und sie so motivieren. Aber was sind schon Details angesichts ewiger Prinzipien. Der Gewinn, alles und jedes auf einen abstrakten Dualismus reduzieren zu können, besteht in der Be-

friedigung der gegenwärtig weit verbreiteten Sehnsucht nach der Ordnung einer geschlossenen Welt. Sämtliche theoretischen Neuerungen strukturalistischer oder poststrukturalistischer Art sind an Paglia vorbeigegangen. Sie ist mit ihren Thesen durchgängig ein Kind der sechziger Jahre, an deren Heilsversprechen sie sich abarbeitet, als wäre in der Zwischenzeit — auch politisch — nichts geschehen. Paglias Gegner sind die Verfechter der sexuellen Befreiung, gegen deren Glauben an das Gute im Menschen sie die naturgegebene Dämonie des Sexuellen setzt. Im Schema dieser Konfrontation gelingt ihr eine Provokation nach der anderen. Die öffentliche Kontroverse erweckt den Verdacht, daß die Teens und Twens der Sixties ihre Buddelkastentreits ausgraben. Ein erschütterndes — oder wie es in der Pressemappe des Verlags heißt — das »Paglia-Phänomen«: Intellektuelle verschlafen laut schnarrend die Gegenwart durch Rückkehr in die geschlossenen Sinnwelten der sechziger Jahre.

Gesa Lindemann

* * *

Homosexuality and Male Bonding in Pre-Nazi Germany: The Youth Movement, the Gay Movement, and Male Bonding Before Hitler's Rise: Original Transcripts from *Der Eigene*, the First Gay Journal in the World. Ed. and introduced by Harry Oosterhuis. Translations by Hubert Kennedy. Binghamton, N.Y.: The Haworth Press 1991. 271 S.

Der vollständige Titel dieses Buchs ist zwar sehr lang, doch verspricht er für die meisten Leser wirkliche Neuigkeiten. Die darin enthaltenen Gedanken waren nämlich bisher in englischer Sprache nicht verfügbar, und das Auffinden der deutschsprachigen Originale war ebenfalls kaum möglich.

In den ersten beiden Jahren (1896-98) erschien »Der Eigene« als »Monatsschrift für Kunst und Leben« mit liberal-anarchistischer Ausrichtung. Erst 1899 wurde er in eine homosexuelle Zeitschrift umgewandelt, erhielt den Untertitel »Ein Blatt für männliche Kultur« und mit Unterbrechungen bis 1931. Der Aufstieg der Nazis zwang den Herausgeber Adolf Brand, (der 1945 bei einem Bombenangriff auf Berlin starb), seine Bestrebungen einzustellen. Oosterhuis hat für den vorliegenden Band nur nicht-belletristische Texte ausgewählt, die Kennedy meisterlich übersetzte. Der völlige Verzicht auf die zahlreichen mehr oder weniger sentimentalen Prosa-dichtungen und Liebespoesien war eine gute Entscheidung, da so der Zugang zu den wichtigeren Texten erleichtert wird. Fast jede Seite enthält anregende, provozierende, überraschende Einsichten eröffnende Gedanken und manchmal sogar erstaunlich moderne, für heutige Debatten in der

Schwulenbewegung und in der Gesellschaft Belangvolles.

Nur unzureichend gibt die Anthologie jedoch in einem anderen Punkt den Gehalt der ersten Schwulen-(Päderasten-)Zeitschrift wieder, der für das Verständnis unverzichtbar ist: Sie enthält nur knapp ein Dutzend Fotografien von meist nackten jungen Männern in freier Landschaft, wohingegen »Der Eigene« weit mehr Bilder enthält, als diese kleine Auswahl vermuten läßt. Viele der abgebildeten Modelle sind aber so jugendlich, daß ihr Anblick die Prüderie empört und die staatliche Zensur in den USA zum eingreifen veranlaßt hätte, um die moralische Reinheit einer zunehmend infantilisierten Öffentlichkeit vor dem gefährlichen Anblick der (schon längst verstorbenen) Schönheiten zu schützen.

Der einleitende Essay, den Oosterhuis schrieb, ist so exzellent wie die kürzeren Einführungen zu den einzelnen Kapiteln, in die das Material unterteilt ist: In Opposition zu den Ärzten; Die Ästhetik des männlichen Körpers; Eros und Männerfreundschaft in der Gesellschaft; Politische Fragen und der Aufstieg der Nazis. Sein Nachwort (Männerfreundschaft und Homosexualität im deutschen Nationalismus) versucht eine Einschätzung der »maskulinistischen« Ziele der frühen Päderastenbewegung und ihrer tragischen Konsequenzen/ Pervertierungen in der Nazibewegung.

Oosterhuis betont den damaligen (und wohl auch heutigen!) Dualismus in der Schwulenbewegung zwischen einem legalistischen, reformorientierten und opportunistischen Mehrheitsflügel, der auf ärztliche und wissenschaftliche Hilfe bei der Überwindung des Stigmas hofft, das ihr als abgegrenzte soziale Minorität von »Homosexuellen« (damals auch als Drittes Geschlecht oder Urninge, effeminierte Halb-Männer und virilisierte Halb-Frauen bezeichnet, die von Geburt an so sind und nichts dafür können) anhaftet, und einem päderastischen Minderheitsflügel, der alle Abschattungen des politischen Spektrums von Anarchismus bis Nationalsozialismus umfaßt, der die Entkriminalisierung der gleichgeschlechtlichen Liebe unterstützte, die Theorie vom Dritten Geschlecht verachtete und an die angeborene Bisexualität aller Menschen glaubte, wonach jeder fähig sein soll, Sex mit dem eigenen wie mit dem anderen Geschlecht zu genießen.

Die Päderasten wehrten sich gegen den wachsenden Einfluß von Ärzten und Psychiatern in der Schwulenbewegung. Sie behaupteten, daß in der Liebe und Freundschaft zwischen älteren und jüngeren Männern die Grundlage für einen höheren Typ gesellschaftlicher Organisation (des »Männerbunds«) begründet sei, höher jedenfalls als die rein sexuelle, rein private, primitivste soziale Einheit, die Familie. Mit ihrem Glauben an die Bisexualität hatten sie es so ernst gemeint, daß die meisten ihrer Führer -

Brand, Friedländer, Eduard von Mayer und Edwin Bab - verheiratet waren.

Einige Repräsentanten dieser frühen Bewegung kommen in Oosterhuisens Buch selbst zu Wort, was einen Einblick in jenen Teil der schwulen Vergangenheit ermöglicht, der bislang vernachlässigt und nahezu vergessen war. Päderasten und Bisexuelle erfahren so eine angemessene Würdigung als wichtige und mutige Kämpfer für gleichgeschlechtliche Liebe in den vergangenen hundert Jahren, zudem werden ihre noch heute für eine Schwulen-, Frauen- und Jugendbewegung relevanten Ideen in authentischer Form vorgestellt. Hervorzuheben sind unter anderem zwei vortreffliche Analysen, die Edwin Bab im Jahre 1903 verfaßte: »Die gleichgeschlechtliche Liebe (Lieblingminne). Ein Wort über ihr Wesen und ihre Bedeutung« demontiert Magnus Hirschfelds Theorie des Dritten Geschlechts mit einer Argumentation, die sich durchaus zur Kritik an gewissen heutigen schwulen Repräsentanten eignet, die sich eine Erklärung für die gleichgeschlechtliche Liebe von der Untersuchung der Gehirne AIDS-Kranker erhoffen. (Natürlich würden dieselben Repräsentanten die ersten sein, die einem Jungen unter der Schutzaltersgrenze das Recht auf eine eigene Sexualität absprechen, selbst wenn Hirnforschung bewiese, daß der Junge keine andere Wahl hätte!)

Babs Artikel »Frauenbewegung und männliche Kultur« untersucht die Beziehung zwischen Frauen- und Päderastenbewegung und kommt zu dem Ergebnis: »Frauenbewegung und männliche Kultur bilden keinen Gegensatz, es sind absolut notwendige Komponenten für eine praktische Lösung des sexuellen Problems.«

Im Lichte neuerer Geschichte erscheint Babs Optimismus gewiß etwas unangebracht: »Die Frauenbewegung weist uns den Weg zurück zu antiken jüdischen Idealen, die Bewegung für männliche Kultur zurück zu antiken griechischen Idealen. Wir sind heute aber um eine Spiraldrehung weiter fortgeschritten: Beide Kulturen verschmelzen zu einer höheren und vollkommeneren. Die Frau wird nicht mehr allein den Geschmack des Mannes bestimmen und Anspruch auf seine Liebe erheben können; sie wird aber auch nicht länger seine Sklavin sein, vielmehr wird sie ihm gleichgestellt als seine Kameradin mit gleichen Rechten. So wird eines hoffentlich nicht mehr allzu fernem Tages durch Frauenemanzipation und männliche Kultur eine wahrhaft menschliche Kultur erblühen.«

Die heutige Päderastenbewegung kann ihren Ursprung bis zu einem Artikel von 1899 zurückverfolgen, die der Maler und Dichter Elisar von Kupffer (1872-1942) verfaßte und der in der vorliegenden Anthologie enthalten ist: »Die ethisch-politische Bedeutung der Lieblingminne.« Eine »Emanzipation des Mannes zur Wiederbelebung einer männlichen Kultur« wird hier von Kupffer gefordert. Psychiatrische und medizinische Theorien

über die Entstehung der gleichgeschlechtlichen Liebe werden als lächerlich zurückgewiesen. »Die Sache ist untersucht, bekrittelt, klassifiziert, hypnobemediziert, popularisiert und Gott weiß was worden. Es haben sich zuletzt Leute daran gemacht, die mit frommen und unfrommen Sensationen ihr Schäfchen bei der Sache scheren wollten; kurz, wir haben einene ganzen Wust von krankhaften und albernen Geschichten, die unserer Kultur zu nichts fruchten. Und was das Verdrießlichste dabei war, die Spitzen unserer ganzen Menschheitsgeschichte wurden dabei verzerrt, so daß man diese reichen Geister und Helden in ihren urnischen Unterrockchen kaum wiedererkennen mochte.«

Es ist nicht ohne Ironie, daß heute, wo die Ansichten solcher päderastischer Pioniere der Schwulenbewegung über die Natur von Homosexualität und Bisexualität sich durchgesetzt haben gegenüber den Nonsense vom Dritten Geschlecht, die Schwulenbewegung immer in einer Anpassungsstrategie befangen ist, die keine sexuelle Befreiung, sondern symbolische Rechte für gesellschaftliche Minoritäten («Lesben und Schwule») fordert, die so eng gezo-

gen sind, daß pädophile Beziehungen ausgegrenzt und die Päderasten geopfert werden. Wie sonst soll man es verstehen, wenn die Führer der Lesben- und Schwulenbewegung sich von jenen schwulen Männern abwenden, die in den Gefängnissen sitzen, weil sie mit Minderjährigen einverständigen Sex gemacht haben?)

Es entbehrt ebenfalls nicht der Ironie, wenn die Bewegung die Rechtfertigung für ihre gemäßigten Forderungen in biologischen und naturwissenschaftlichen Argumenten sucht, die der hundert Jahre alten Theorie vom Dritten Geschlecht ähneln, anstatt daß sie auf das homoerotische Potential aller Menschen hinweist (das von Kinsey ebensogut wie von der Alltagserfahrung bestätigt wird). So sieht es ganz danach aus, daß der Dualismus der frühen Schwulenbewegung weiterbesteht.

David Thorstad

Albrecht Diem / Albert de Leeuw

Einladung zur Mitarbeit: Bibliographie zur Homosexualität des Mittelalters

Boswells Buch von 1980 war ein Markstein bei der Erforschung des homosexuellen Lebens und der Einstellung zu Homosexuellen im europäischen Mittelalter. Seither sind auf diesem Gebiet viele weitere Forschungen unternommen worden, die als Konferenzbeiträge, Dissertationen und Aufsätzen in den etablierten mediävistischen Zeitschriften oder in weniger bekannten Schwulenzeitschriften. Sogar einige Zeitschriften zur Regional- oder Lokalgeschichte, zur Soziologie, Anthropologie, Sexualität oder Theologie können interessante Artikel zur schwulen Geschichte enthalten. Vieles was über die schwulen Randgruppen in der mittelalterlichen Gesellschaft geforscht wurde, ist als gesonderte Kapitel oder verstreut in Monographien zur Sexualität, zum Kanonischem Recht, zur Literatur und zur Sozialgeschichte des Mittelalters enthalten.

Um dieses Material zu erschließen, haben wir die Initiative zur Veröffentlichung einer *Bibliographie zur Homosexualität des Mittelalters* ergriffen. Wir möchten gern an alle die Aufforderung richten, uns Angaben über entsprechende Literatur zuzusenden.

Die Bibliographie soll das gesamte europäische Mittelalter betreffen einschließlich der frühen Geschichte der Päpste und der Übergangsperiode zur beginnenden Renaissance. Sie soll Literatur enthalten, die seit 1975 bis zur Gegenwart erschienen ist. (Publikationen, die bei Boswell nicht zitiert sind, sollen ebenfalls erfaßt werden.) Wir beabsichtigen zunächst die Bibliographien der wichtigsten Werke mit schwuler Thematik auszuwerten (z.B. die Bücher von Brundage, Brown und Ariès), außerdem die International Medieval Bibliography, die Revue d'Histoire Ecclesiastique und einige andere wichtige Mittelalterbibliographien.

Unabhängig von dieser allgemeinen Recherche möchten wir separate Abteilungen aus oder über die verschiedenen europäischen Länder aufnehmen: England /Irland, Skandinavien, Niederlande, Frankreich, Spanien/Portugal, Italien und Schweiz/Österreich/ Deutschland. Wir bitten um Auswertung von Nationalbibliographien und anderer Verzeichnisse, um eine Bestandsaufnahme aller Veröffentlichungen zur schwulen Thematik in lokalen und regionalen Zeitschriften zu ermitteln. Spezialisten für Osteuropa, den Islam oder das Judentum würden wir sehr gern zur Mitarbeit gewinnen.

In den Bereichen Philosophie/Theologie, Kanonisches Recht, Rechtsgeschichte, Sozialgeschichte (Familie, Sexualität, Häresie, "social tolerance"), Literatur, Kunst, Politik wollen wir ebenfalls spezielle Abteilungen einrichten.

Um diese sehr spezifizierten Rubriken auszufüllen, wäre es begrüßenswert, wenn sich Forscher finden würden, die die verantwortliche Redaktion übernehmen wollen; wenn beispielsweise jemand mit der spanischen Geschichte und Literatur vertraut ist, dann hat er einen besseren Zugang zu den relevanten Bibliographien und könnte besser als wir nach Publikationen zur spanischen Schwulengeschichte forschen.

Außer unserer Aufforderung zu einer solchen Mitarbeit sind wir für jede sonstige Unterstützung dankbar: Alle möglicherweise interessanten Literaturnachweise, seien sie auch noch so minimal, sind uns willkommen. - Wir bitten um Zusendungen an folgende Anschrift:

Drs Albert de Leeuw MA
Vakgroep Geschiedenis
Kromme Nieuwe Gracht
NL-3512HL Utrecht
Niederlande
Tel: 030-536466
Fax: 030-536391

.....

LES CAHIERS
GAI-KITSCH-CAMP
Archives de la sensibilité gâie
BP 36 59009 LILLE CEDEX-FRANCE

Présentent:

Leur Collection
"VINGTIEME SIECLE"
CARICATURES

-Derrière l'Aigle Noir (L'Assiette au Beurre. Nov.1907).III.coul. 50f
-Harden-Party.(L' Assiette au Beurre,1908)
Bilingue Dessins de Grandjouan. Coul. 50f
-Les P'tits Jeunes Hommes. idem 1909 50f
-Messes Noires.(Le Canard Sauvage, /Adelsward-Fersen,1903),coul. 50f
-Dames Seules. Le Rire n° sp.1932. Texte . M. Choisy.
Dessin Vertès ill.coul. 50f
-Derrière Lui (L'Homosexualité en Allemagne),
J. Grand-Carteret. 1908. 200pp. 200f
La collection complète : 400f

PASOLINI
L'Homosexualité dans l'Oeuvre de Pasolini.
Trad. II. Cassero, dir. Stefano Casi,1989. 100 pp.79f

COLLOQUES
-Sorbonne 1989 : Histoires des
Homosexualités et du Lesbianisme.
3 tomes. 250f
-Ministère du Travail 1991:
Homosexualités et Sida, 300pp. 200f



En vente également
à Prinz Eisenherz Buchladen (Berlin)

FORUM

Homosexualität und Literatur 17

Dirck Linck: Blicke und Namen. Zur Konstruktion eines
Halbweibs in den Romanen Josef Winklers

German Ritz: Eros und Sublimierung bei Jaroslaw Iwaszkiewicz

Peter Rippmann: Mimis Ermordung.
Zu Hans Henny Jahns „Fluß ohne Ufer“

Rezensionen:

Hartmut Böhme: Hubert Fichte.

Riten des Autors und Leben der Literatur

Hans-Jürgen Heinrichs: Die Djemma el-Fna
geht durch mich hindurch

Emmanuel S. Nelson (Hg.): AIDS: The Literary Response

Madeleine Marti: Hinterlegte Botschaften

Theo Stemmler (Hg.): Homoerotische Lyrik

Auswahlbibliographie, Hinweise und Termine

FORUM HOMOSEXUALITÄT UND LITERATUR ist ein Periodikum des Forschungsschwerpunkts Homosexualität und Literatur im Fachbereich Sprach- und Literaturwissenschaften an der Universität-GH Siegen.

Herausgegeben von Prof. Dr. Wolfgang Popp

mit Gerhard Härle, Marita Keilson-Lauritz, Dietrich Molitor und Wolfram Setz.

FORUM HOMOSEXUALITÄT UND LITERATUR erscheint zwei- bis dreimal pro Jahr. Einzelverkaufspreis: 13,- DM, Jahresabonnement: 30,- DM.

Anschrift der Redaktion: FORUM HOMOSEXUALITÄT UND LITERATUR
Universität-GH Siegen – FB 3 (Härle). Postfach 101240. D-5900 Siegen.

- Ich abonniere FORUM HOMOSEXUALITÄT UND LITERATUR zum Jahresbezugspreis von 30,- DM für 2 bis 3 Hefte pro Jahr (incl. Versand).
- Ich bestelle FORUM HOMOSEXUALITÄT UND LITERATUR, Heft(e) Nr. zum Heftpreis von 13,- DM.
Bezahlung nach Erhalt der Rechnung.

Name	Anschrift	Datum	Unterschrift

WAS BISHER AUF *CAPRI* GESCHAH - INHALT ALLER HEFTE

Heft 1/1987 [= Nr. 1] M. Herzer: Zum Geleit, Exil auf Capri / H.Kennedy: Das Geheimnis von Sagitta / M. Herzer: Christian Wilhelm Allers / M. Herzer: Zum Ursprung des Angeborensens / C.F. Michéa: Des déviations malades de l'appétit vénérien / K.M.Kertbeny: Ein Brief an Ulrichs in Würzburg.

Heft 2/1987 [= Nr. 2] M.Herzer: Die Schwarze Maria und der Männerbund, ein Nazimärchen / Gad Beck: Im Untergrund der Nazi-Hauptstadt / George L. Mosse: Homosexualität und Faschismus in Frankreich / **Buchbesprechung:** Plant, The Pink Triangle.

Heft 1/1988 [= Nr. 3] M.Herzer: Schwule Preußen warme Berliner / E. Jäger: Vautrins Söhne und Leser / H.Kennedy: Unbekanntes über Sagitta / B.Balz: Heiliger Abend.

Heft 2/1988 [= Nr. 4] M. Herzer: Der Prozeß gegen den Berliner Urning Carl von Zastrow / K.M.Kertbeny: Sexualpolitische Denkschrift zum Zastrow-Prozeß / M. Herzer: Etwas zu Kertbenys Lebenslauf / G.J.Giles: Wilhelm von Gloeden und die Vorstellung der Schönheit in der Kaiserzeit.

Heft 3/1988 [= Nr. 5] U. Schücklenk: Arthur Schopenhauer und die Schwulen / A. Schopenhauer: Metaphysik der Päderastie / A. Schmitt: Über Pädersten, Homosexuelle, Kinäden und Schwule / Die Pädersten. Distraction de l'Equipage / S. Karlinsky: Tschaikowskij Selbstmord, Mythos und Realität / **Buchbesprechung:** Kennedy, The Life and Works of Karl Heinrich Ulrichs.

Heft 4/1988 [= Nr. 6] G.Dworek: Ein Yankee am Hofe des Königs Karl / R.Schildt: Das Ende einer Karriere. Entfernung des Amtsassessors Ulrichs aus dem Staatsdienst wegen widernatürlicher Wollust / **Buchbesprechung:** Baldauf, Die Knabenliebe in Mittelasien.

Heft 1/1990 [= Nr. 7] G.Grau: Die Reichszentrale zur Bekämpfung der Homosexualität und Abtreibung / B.Jellonnek: Aus den Akten der Geheimen Staatspolizei. Ein Fall öffentlichen Widerstands von Homosexuellen / B.U.Hergemöller: Chome fue arso uno Sodomito - Lucca 1369 / J.Werres: Als Aktivist der ersten Stunde. Meine Begegnung mit homosexuellen Gruppen und Zeitschriften nach 1945.

Heft 2/1990 [= Nr. 8] S.Karlinsky: Schwule Literatur und Kultur in Rußland. Die Folgen der Oktoberrevolution / P.Tatchell: Ten Gay Days that shook East Berlin / M.Eggert: Wie es begann. Schwulenbewegung in Ostberlin 1972-73 / G.Dworek: "Ist diese Krankheit heilbar?" Zwei Irrenärzte kommentieren Karl Heinrich Ulrichs / M.Herzer: Unser Ulrichs-Autograph.

Heft 3/1990 [= Nr. 9] J.C.Féray & M. Herzer: (Homo-)Sexualwissenschaft und Politik im 19.Jahrhundert. Karl Maria Kertbeny / M. Herzer: Homosexualität als gesellschaftliche Konstruktion und sexuelle Praxis / R.Wolfert: Mauritz Stillers Vingarna - Stockholm 1916 / **Buchbesprechungen:** Hodges, Alan Turing Enigma / Werner, Otto Warburg / Günther & Hoffmann: Sascha Schneider & Karl May / Geschichte des § 175.

Heft 4/1990 [= Nr. 10] B.U.Hergemöller: Das Verhör des "Sodomiticus" Franz von Alsten (1536/37) - Ein Kriminalfall aus dem nachtaucherischen Münster / E. Walsler: Zur Entkriminalisierung der Homosexualität in der Schweiz 1990 und ein Rückblick auf 1942 / M. Herzer: Ludwig Renn / D.Berner: Wie die SED-Propaganda das Stigma Homosexualität zum Rufmord an einem Maueropfer benutzte / **Buchbesprechungen:** Jellonnek, Homosexuelle unter dem Hakenkreuz / Steinkamp, Gottfried von Cramm der Tennisbaron.

Heft 1/1991 [= Nr. 11] M. Herzer: Die Straffakte Gottfried von Cramm, Berlin 1938 / M. Herzer: Max Spohr, Adolf Brand, Bernhard Zack - drei Verleger schwuler Emanzipationsliteratur in der Kaiserzeit / Bernd-Ulrich Hergemöller: Ludwig der Bayer, Friedrich der Schöne, Friedrich von Tirol - Verwirrungen und Verwechslungen / **Buchbesprechungen:** Kant, Eine Vorlesung über Ethik / Verführte Männer - Leben der Kölner Homosexuellen im Dritten Reich / Hoven, Der unaufhaltsame Selbstmord des Botho Laserstein / Euphronius der Maler.

Heft 2/1991 [= Nr. 12] H.Giese: Untersuchungen zum Wesen der Begegnung 1945 / B.U. Hergemöller: Hans Giese und Martin Heidegger / J.A. Kuhn: Mißglückte Kontaktaufnahme im Theaterrestaurant Lantsch, Berlin 1880 / G.Knoll: "Le Palladian" - Eine unfreiwillige Philologensatire aus Bremen zu einem komischen Epos Friedrich II. von Preußen / **Buchbesprechungen:** Åskulap oder Mars? / Money, Capri Island of Pleasure / Die versteinerten Verhältnisse zum Tanzen bringen / Schilde & Tuchel, Columbia-Haus.

Heft 3/1991 [= Nr. 13] W.Kuhn & K.v.Ruffin: Als schwuler Häftling in den KZs Columbiahaus und Lichtenburg 1935/36 / R.v.Praunheim & Dr.Hanns G.: Als schwuler Teenager zur Therapie bei Magnus Hirschfeld / K.W.Böhm: "Erfüllung einer Lebenssehnsucht" / H.Kennedy: Andeutungen der Knabenliebe in Longfellows "Hiawatha" / A.Schmitt: Social Constructivism, good bye! / M.Herzer: "Schutzhaftfälle" 1935 / Bibliografie der Aufsätze zur schwulen Geschichte im JOURNAL OF HOMOSEXUALITY / **Buchbesprechungen:** Ringdal, Lystens død? / Werner, Mauritz Stiller / Böhm, Zwischen Selbstzucht und Verlangen / Sinakowski, Das Verhör.

Heft 4/1991 [= Nr. 14] J.-C.Féray: Die Homosexualität im Tagebuch der Brüder Goncourt / M. Herzer: Kommunisten, Sozialdemokraten und die Schwulenbewegung der Weimarer Republik / P. Snijders: Das Schicksal frischer Männchen / Spartacus Gay Guide 1920 »Der Internationale Reiseführer« / **Buchbesprechungen:** Röhl, Homosexuelle Häftlinge im KZ Buchenwald / Derks, Die Schande der heiligen Päderastie / Dear Tucker, ed. by H. Kennedy / Eine Tunte bist du auf jeden Fall.

Nr. 15, April 1993 M. Herzer: Corydon und Vice allemand / A. Got: Le Vice organisé en Allemagne / A. Got: "Anders als die Andern" / N. Praetorius: Über die Homosexualität in Frankreich / N. Praetorius: Der Streit um Walt Whitmans Homosexualität im "Mercure de France" / G. Apollinaire: Ein Augenzeuge der Beerdigung Walt Whitmans / G. Apollinaire: A propos de Walt Whitman / W. Benjamin: In einem Pariser Schwulenbordell / A. Sternweiler: Briefe an den Schutzhäftling Robert T. Odeman / **Buchbesprechungen:** Naldini, P.P.Pasolini / Fernandez, Der Raub des Ganymed / Hoffschildt, Olivia / Paglia, Die Masken der Sexualität.

ALLE HEFTE SIND NOCH BEIM MUSEUMSVEREIN GEGEN EINSENDUNG VON 5 DM PRO STÜCK ERHÄLTICH.